

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn Arnold
v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, zu richten.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Arnold v. Tiedeböhl.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

XI. Band.

4. Heft.

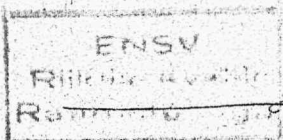
Inhalt.

Seite

Buddhismus und Christenthum. II. Von Dr. L. v. Schroeder	189
Russische Dichter und Schriftsteller in Livland. (Schluß).	204
Blumen am Wege. — Auf Java. Von G. v. G.	219
Klimatologische Betrachtungen mit besonderer Berücksichtigung Livlands. Von May v. Sivers	221
Der Yellowstone-Park. Von Dr. C. Baron Böhrmann	235

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.



W 1652



Reval, 1893.

In Commission bei J. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Ausgegeben den 7. April 1893.



Buddhismus und Christenthum, was sie gemein haben und was sie unterscheidet¹.

II.

Wir haben in unserer ersten Betrachtung die Frage zu beantworten gesucht, was Buddhismus und Christenthum mit einander gemein haben und in wie fern also Diejenigen im Rechte sind, welche von einer inneren Verwandtschaft der buddhistischen und christlichen Lehren reden. Es ergaben sich uns dabei eine ganze Reihe allerdings zum Theil höchst merkwürdiger und auffälliger Uebereinstimmungen, die wohl geeignet schienen, jener Anschauung das Wort zu reden. Um jedoch das Verhältniß, in welchem jene beiden großen Religionen zu einander stehen, in wirklich ausreichender Weise klar zu stellen, ist es nicht genügend, bei dem stehen zu bleiben, was wir bis jetzt gefunden haben; vielmehr ist es dringend erforderlich zu untersuchen, ob jene Uebereinstimmungen wirklich thatsächliche oder nur scheinbare sind; und, wenn das Erstere der Fall, ob nicht daneben tiefgreifende Unterschiede bestehen, die die Bedeutung jener Uebereinstimmungen zu einer doch mehr oder weniger nur nebensächlichen herabsetzen dürften.

Besonders ins Auge fallend waren gewisse wichtige Uebereinstimmungen auf dem Gebiete der Moral. Diese ganz leugnen zu wollen, wäre durchaus unverständlich; aber die Moral des Christenthums und die des Buddhismus deswegen einfach für identisch zu erklären, wäre doch ebenso falsch. Es liegen schon auf diesem Gebiete Unterschiede vor, die, wenn auch fein, doch immerhin höchst wichtig und bedeutsam sind.

¹ Vgl. das Märzheft dieser Zeitschrift.
Baltische Monatschrift. Bb. XL, Heft 4.

Wir sahen, daß insonderheit die Stellung des Buddhisten den Feinden und Widersachern gegenüber merkwürdig an das christliche Gebot der Feindesliebe erinnerte und in gewaltigem Gegensatz stand zu dem, was „zu den Alten gesagt war“. Aber es ist doch nicht Ein- und Dasselbe, es liegt ein bemerkenswerther Unterschied vor.

„Liebet eure Feinde,“ sagt Christus, während Buddha lehrt, der Feindschaft mit „Nichtfeindschaft“ (averam) zu begegnen; also Christus fordert Liebe, Buddha Nichtfeindschaft, — das Eine ist positiv in eminentem Sinne, das Andere ist negativ — da liegt schon ein gewaltiger, tiefgreifender Unterschied. Groß und edel ist auch der buddhistische Gedanke, aber er fällt nicht zusammen mit dem Gebot Christi! Wohl predigt der Buddhismus Güte und ein allgemeines Wohlwollen gegen alle Wesen, auch diejenigen, welche uns Uebles thun, aber doch geht ein kühler und nüchterner Zug durch dies ganze Empfinden, wesentlich verschieden von der heißen, brennenden Liebe, die Christus fordert und die der Apostel erläutert mit den Worten: „So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ (Röm. 12, 20.) Auf die Negation des Bösen ist der Buddhismus gerichtet, auf die Position des Guten das Christenthum; das Letztere schließt das Erstere in sich und stellt somit die Synthese beider Standpunkte dar, während in der Negation des Bösen noch nicht unbedingt die Position des Guten, der starken, werththätigen Liebe enthalten ist.

Das ist charakteristisch. Ich möchte sagen: ein kühler Hauch der Negation durchweht den ganzen Buddhismus und macht es ihm unmöglich, die Blüthen zu treiben, welche wir als die herrlichsten Blüthen des Christenthums kennen.

Selbst in der schönsten buddhistischen Legende, der von dem Königssohn Kunāla, die Ihnen aus unserer ersten Vorlesung wohl noch rememberlich ist, tritt dies zu Tage. Als dem edlen Prinzen Kunāla die Augen ausgerissen werden, da fühlt er keinen Schmerz; in erhabenem, fast übermenschlichem Empfinden spricht er: „Das fleischliche Auge ist mir entrisen, aber ich habe dafür die vollkommenen, untadeligen Augen der Weisheit erworben. Möge sie noch lange Glück, Leben und Macht genießen, die mir so großes Heil gebracht hat.“ Und zum Vater spricht er: „O König, ich fühle keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Bornes. Mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureißen.“

Die Höhe, die Erhabenheit seiner philosophischen Erkenntniß erhebt ihn über allen Schmerz, in eine Region, wo es mit allem Schmerze aus ist, während wir in unseren Evangelien den Heiland, den Gottessohn selbst tiefen, bitteren Schmerz, den bittersten Schmerz durchleben und durchleiden

sehen; und gerade darum steht der göttliche Schmerzensmann unserem Herzen, unserem Empfinden so unendlich viel näher als der in die Region der Negation des Schmerzes entrückte, philosophisch erleuchtete indische Königssohn. Gerade dadurch, daß er alles Leid, allen Schmerz auf sich nahm, durchlebte und durchlitt, gerade dadurch hat er uns die Erlösung gewonnen. Hätte er nicht Schmerz empfunden, er hätte uns nicht erlöst! Der Heiland, der in bitterem Schmerz und Todesnoth für seine Feinde betet und mit seiner Liebe die ganze Menschheit erfaßt, von heißem Schmerz und heißer Liebe gleich gewaltig erfüllt, — er ist das Vorbild, das hellleuchtende Ideal des Christen, während das buddhistische Ideal uns kühl erscheint und kühl berühren muß, gleichermaßen losgelöst vom Schmerz wie auch von der Liebe. Dies Letztere ist sehr wichtig. „Liebet eure Feinde,“ kann Buddha nicht sagen, denn nach seiner Lehre sollen wir Nichts lieben, an Nichts in der Welt unser Herz hängen, weder im Himmel noch auf Erden. Nur so können wir nach ihm uns völlig befreien vom Schmerz, und eben diese Befreiung gilt ja ihm als das höchste Ziel. Ein ganzes Capitel der „Worte der Wahrheit“ handelt davon, daß uns nichts lieb sein soll:

210. Man suche nicht, was lieb ist, auf, noch jemals das, was unlieb ist;
Das Liebe nicht zu schau'n bringt Schmerz, und ebenso Unliebes schau'n.

211. Darum laß gar nichts lieb dir sein! Verlust des Lieben ist ja schlimm!
Für Solche giebt es Fesseln nicht, denen nichts lieb, noch unlieb ist.

212. Aus dem, was lieb, entspringt das Leid, aus dem, was lieb, entspringt
die Furcht;

Wer sich von Lieben ganz gelöst, kennt keinen Kummer, keine Furcht.

215. Aus der Liebe entspringt das Leid, aus der Liebe entspringt die Furcht;
Wer sich von Liebe frei gemacht, der kennt kein Leid und keine Furcht.

Also nicht nur vom Haß, sondern ebenso auch von der Liebe soll der Buddhist sein Herz ganz frei machen. Auch die Liebe ist eine Fessel, die ihn an die Welt, an das Dasein und damit an den Schmerz fesselt; also weg damit, um die Befreiung von allem Schmerz zu erreichen!

Schon aus dem Gesagten wird es ersichtlich sein, daß ein weiterer Punkt, in welchem uns bei unserer ersten Betrachtung Buddhismus und Christenthum übereinzustimmen schienen, doch keine wahrhafte Uebereinstimmung enthält. Das „Habt nicht lieb die Welt“ klingt allerdings mit gewaltigem Klang durch beide Religionen, aber es bedeutet in beiden etwas wesentlich Anderes.

Im Buddhismus heißt es ganz radical: Du sollst an nichts dein Herz hängen, nichts lieben, was existirt, nichts was irgend unter die Kategorien von Sein und Werden fällt, nichts im Himmel und auf der Erde;

nur so wirst du völlig frei und erlöst. Bei solcher Lehre, solchem Bestreben kann nothwendigerweise das oftmals empfohlene allgemeine Wohlwollen kaum viel mehr sein als ein Nichtthassen, gegen Nichts und Niemand feindlich gesinnt sein. Wie sehr davon verschieden ist die Lehre Dessen, der das Gesetz und die Propheten zusammenfaßt in dein Gebot: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe und deinen Nächsten als dich selbst“¹; die Lehre, deren Apostel das Hohelied von der Liebe gesungen (1. Cor. 13) und in der es heißt: Gott ist die Liebe! — In solcher Lehre muß das „Habt nicht lieb die Welt“ etwas ganz Anderes bedeuten, wie im Buddhismus; und so ist es in der That! Die Welt ist nach der christlichen Lehre nicht an sich schlecht und böse — hat doch Gott selbst die Welt geschaffen und heißt es doch, daß er diese Schöpfung ansah und siehe, sie war sehr gut. Die Welt ist nur schlecht und böse, insofern sie gottentfremdet und also sündig ist. Weil nun und insoweit als thatsächlich die Welt sich in solchem Zustande der Gottentfremdung befindet, darum und insoweit soll der Christ sich von ihr abwenden, sie nicht lieb haben. Aber er soll nicht nur Gott lieben, den Schöpfer der Welt, sondern auch die Welt selbst, insofern sie nicht mehr gottentfremdet ist und insoweit als sie noch zu Gott zurück gezogen und geführt werden kann, — und das ist sehr weit, denn Gottes Gnade ist ja bereit, alle Sünde und Schuld zu tilgen und zu versöhnen. Der Buddhist soll sich von der Welt schlechthin abwenden, sie nicht lieben, sein Empfinden völlig von ihr loslösen; beim Christen ist das keineswegs in so radikalem Verstande der Fall. Er darf nicht nur, er soll sogar die Welt lieben, selbstverständlich mit der eben entwickelten Beschränkung. Heißt es doch sogar in der Schrift, daß Gott selbst die Welt geliebt hat. In den Augen eines Buddhisten wäre dies Verhalten Gottes nur eine Schwäche, die Tadel verdient. Und doch ist dies gerade eines der größten und herrlichsten Worte Christi: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ (Joh. 3, 16.)

So ist die rechte Liebe zur Welt gewissermaßen durch Gott selbst geheiligt.

Von alledem weiß natürlich der Buddhismus nichts und kann er auch nichts wissen.

Den Kern und Mittelpunkt der buddhistischen Lehre bilden die sog. vier heiligen Wahrheiten: vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und vom Wege zur Aufhebung des Leidens.

¹ Luc. 10, 27. Desgl. Matth. 22, 37 f. Marc. 12, 30 u. 31.

Buddha selbst erläutert die heilige Wahrheit vom Leiden folgendermaßen: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das fünffache Hasten am Irdischen ist Leiden¹. Die Entstehung des Leidens aber liegt in dem Durst (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, sammt Lust und Begier, der hier und dort seine Lust findet. Die Aufhebung des Leidens liegt in der Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren. Und der Weg zur Aufhebung des Leidens? „Es ist dieser heilige achttheilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken².“

Zusammenfassend sagt Buddha: „Nur Eines, ihr Jünger, verkündige ich, heute wie früher: das Leiden und des Leidens Vernichtung³.“

„Wenn diese Welt von den Buddhisten gewogen und zu leicht befunden wird,“ so liegt der Grund allein darin, „daß sie Leiden und nichts als Leiden in sich birgt.“ — „Alles Leben ist Leiden; dies ist das unerschöpfliche Thema, welches immer wieder, bald in den strengen Formen der abstracten begrifflichen Erörterung, bald im Gewande poetischer Spruchweisheit aus dem Schriftthum der Buddhisten uns entgegenklingt⁴.“

Das Leiden, welches mit allem Leben verbunden ist, erscheint also dem Buddhisten als das eigentliche Uebel der Welt, als dasjenige, von dem sich zu befreien für das höchste und letzte Ziel achtet wird.

Wie ganz anders ist die Ansicht vom Leiden im Christenthum! Hier gilt es keineswegs für das eigentliche Uebel der Welt; dies ist vielmehr die Sünde, das Böse, die Gottentfremdung. Das Leiden ist sogar der Weg zum Heil, zur Erlösung! Nicht nur hat Gott selbst in seiner Menschwerdung als Jesus Christus aus freien Stücken alle Schuld und Sünde und damit auch das Leid der Welt auf sich genommen und gerade durch den bittersten Schmerz, sein unschuldigtes Leiden und Sterben die Welt erlöst; sondern auch wir, die Christen, sollen leiden fort und fort, und es ist nicht übel, sondern gut, daß wir leiden, das soll uns zu Heil und Segen dienen; durch Kreuz

¹ D. i. „das Hasten an der Körperlichkeit, an den Empfindungen, Vorstellungen, Gestaltungen und an dem Bewußtsein“. Oldenberg, Buddha S. 215. Neumann übersetzt den Schluß der obigen Erläuterung: — kurz, die fünf Elemente des Hastens an der Existenz sind Leiden (vgl. Borr. zur Buddh. Anthol. S. XXI).

² S. Oldenberg, Buddha S. 215 f.

³ Majjhima Nikāyo vol. I p. 140; Neumann, Buddh. Anth. Borr. S. XVII.

⁴ Oldenberg, a. a. D. S. 217.

und Leid und Trübsal aller Art soll der Christ hindurchdringen zum seligen Heil, ja er soll des Kreuzes und der Trübsal sich freuen und sich dessen rühmen, denn sie führen und ziehen ihn zu Gott und zu Christo. Vom Segen des Kreuzes, vom Segen des Leidens ist im Christenthum fort und fort die Rede. Das ist gänzlich unbuddhistisch, ja der entschiedenste Gegensatz zum Buddhismus, der das Leiden nur als ein Uebel, das Grundübel der Welt kennt.

Der Christ weiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Jesus Christus, die offenbarte göttliche Liebe, hilft ihm über das Leid hinweg und durch das Leid hindurch:

Alle Sorgen, alles Leid
Soll sein Name uns versüßen;
So wird alle Bitterkeit
Uns ein Segen werden müssen.

Der Buddhist setzt Alles daran, dem Leiden zu entfliehen; der Christ freut und rühmt sich des Leidens und sieht in ihm die Pforte zur ewigen Seligkeit, zum ewigen Leben. Hier haben wir wieder im Buddhismus nur die Negation des Leidens, im Christenthum das Hindurchdringen durch das Leiden zur höchsten und herrlichsten Position, dem höchsten und herrlichsten positiven Gut.

Das führt uns weiter.

Um von allen Leiden loszukommen, muß nach buddhistischer Lehre der Durst nach Sein oder — wie Schopenhauer sich ausdrückt — der Wille zum Leben völlig ausgerottet werden; denn alles Leben gilt für untrennbar verbunden mit Leiden. Des Christen höchste Sehnsucht ist ja aber gerade Leben, ewiges, seliges Leben, in Gemeinschaft mit Gott und Christo! Er freut sich dessen, daß sein Erlöser lebt, Er, der von sich sagen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Und freudig singt er:

Christus, der ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn.

Weit entfernt darum, das Leben zu fliehen, wie der Buddhist, sucht der Christ vielmehr mit allen Kräften das Leben, jenes wahre und höchste ewige Leben, von dem es heißt, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.

Immer wieder auf Seiten des Buddhismus die Negation, auf Seiten des Christenthums die Position. Lieben, leiden und endlich leben — das soll und will der rechte Christ! Nichtlieben, Nichtleiden, Nichtleben — das ist das Ideal des Buddhisten! Wahrlich, da zeigt sich eine tiefe und breite Kluft, die Buddhismus und Christenthum trennt; eine Kluft, die unüberbrückbar scheint.

Mit der im Buddhismus geforderten gänzlichen Aufhebung des Durstes nach Sein, des Willens zum Leben hängt ohne Zweifel eng und untrennbar zusammen der mönchische Charakter, den diese Religion von Anfang an zeigt. Buddha selbst ist Mönch, alle seine Jünger sind Mönche, ja als vollgiltige Glieder seiner Gemeinde gelten nur Mönche und Nonnen. Die Grundforderung aber für den Mönch heißt nicht: du sollst in dieser Welt leben und diese Welt gestalten zu einer solchen, die des Lebens werth ist — sondern sie heißt: du sollst dich von dieser Welt lösen.“ (Oldenberg a. a. D. S. 294.)

Christus hat keinen Mönchsorden gestiftet, und wenn sich auch im Verlaufe der Zeit das Mönchthum innerhalb des Christenthums üppig entwickelte, es gehört doch nicht zum Wesen desselben. Die erneuerte evangelische Kirche hat vielmehr das Mönchthum als dem Wesen des Christenthums widersprechend aufgehoben, die Reformation hat das Mönchthum überwunden.

Es könnte als ein Widerspruch erscheinen, daß der Buddhismus, der doch die Aufhebung des Lebens erstrebt, den Tod als ein Uebel betrachtet, daß Buddha als Ueberwinder des Todes gefeiert wird, daß er seine Predigt beginnt mit den Worten: Thut eure Ohren auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden. Daß dies möglich und ohne Widerspruch möglich ist, erklärt sich aus einer höchst eigenthümlichen Anschauung, die uns durchaus fremdartig, den Juden aber, Buddhisten wie Brahmanen, ganz in Fleisch und Blut übergegangen ist und geradezu als unumstößliche Wahrheit gilt: ich meine den Glauben an die Seelenwanderung. Nach diesem Glauben wandert die Seele durch unzählige Existenzen und durchlebt dabei nicht nur Geburt, Krankheit und Alter, sondern auch immer wieder und wieder den Tod. Von diesem schrecklichen „Zimmerwiedersterben“, dem „Wiedertode“ wird die Seele natürlich erlöst, wenn sie vom Kreislauf des Lebens sich frei macht. Die Losmachung, die Erlösung vom Leben ist im Buddhismus also zugleich die Erlösung vom Tode. Wenn also auch Buddha und Christus beide Ueberwinder des Todes heißen, so bedeutet dies doch — das läßt sich sofort erkennen — in beiden Religionen etwas total Anderes. Buddhas Lehre erlöst vom Tode, weil sie vom Leben erlöst; Christus dagegen hat dem Tode die Macht, den Stachel genommen, weil er ihn uns gemacht hat zu einem Durchgang, zu einer Pforte, durch die wir nun gerade eindringen in ein ewiges seliges Leben. Der Tod ist im Buddhismus der Sold des Lebens, im Christenthum aber ist er der Sünde Sold. Buddha erlöst vom Leben, Christus von der Sünde!

Das letzte, höchste Ziel des Buddhisten ist das Nirvāna, ein Wort, das in der indischen Sprache „das Verwehen, Erlöschen“ bedeutet, etwa wie

ein Licht im Winde verweht. Um diesen Begriff ist vor etwas mehr als 10 Jahren vielfach gestritten worden. Die früher ziemlich allgemein verbreitete Meinung war, das Nirvāna bedeute die totale Vernichtung der Existenz, das Eingehen in das Nichts. Dagegen aber erhoben verschiedene Gelehrte ihre Stimme, darunter namentlich Max Müller, der zu zeigen suchte, daß das Nirvāna bei den Buddhisten die höchste Vollendung, nicht aber die Aufhebung des Daseins bedeute. Es ist zur Klärung dieser Frage nothwendig, die Ansichten späterer Buddhisten von der Lehre der altbuddhistischen Kirche, die wir im Wesentlichen wohl als Buddhas Lehre ansehen dürfen, scharf zu unterscheiden. Und hier zeigt sich — wie Oldenberg überzeugend nachgewiesen hat — die überraschende Thatsache, daß nach den besten Quellen in der altbuddhistischen Kirche es für unstatthaft, ja geradezu feigerisch galt, über das Nirvāna irgend welche positive Ansicht auszusprechen. Buddha selbst hat die Antwort auf diese Frage zu geben direct verweigert. Als sein Jünger Māluka in ihn dringt, sich darüber, was das Nirvāna eigentlich sei, näher zu erklären, antwortet er mit einem geistvollen Gleichniß, dessen Sinn darauf hinausläuft, es sei thöricht, die Beantwortung von Fragen zu verlangen, deren Kenntniß zur Erlangung des Heiles nicht von Nöthen sei. Alles, was dazu erforderlich, habe Er, der Buddha, in den vier heiligen Wahrheiten offenbart; daran solle man sich genügen lassen. Man durfte also in der altbuddhistischen Kirche weder behaupten, daß ein von Sünden freier Mönch, der das Nirvāna erlangt, nach dem Tode weiter existire, noch auch, daß er nach dem Tode nicht mehr weiter existire. Beides ist verboten; und als der Mönch Yamaka letztere Meinung ausspricht, wird er der Kezerei schuldig. Altbuddhistisch orthodox ist nur der Verzicht auf die Beantwortung dieser Frage, und zwar darum, weil der Buddha es ausdrücklich für gut befunden, dies nicht zu „offenbaren“.

Obgleich sich dies nun thatsächlich so verhält, so scheint es mir persönlich doch kaum zweifelhaft, daß Buddha selbst unter dem Nirvāna nichts Anderes verstanden hat als die totale Aufhebung aller Existenz. Es ist dies die Consequenz der vier heiligen Wahrheiten. Wenn alles Leben Leiden ist, wenn darum der Durst nach Sein, der Wille zum Leben, die Ursache alles Uebels, wenn das Heil, die Erlösung einzig durch die völlige Zerstörung dieses Durstes, des Willens zum Leben, erreicht werden kann, was ist dann das Heil selbst, was kann das angestrebte Ziel anders sein als eben die völlige Aufhebung, die totale Vernichtung des Lebens, das nun einmal als untrennbar mit dem Leiden verbunden gedacht wird?¹ Buddha aber hat dies

¹ Man vergleiche auch Sutta-Nipāta B. 1075: „Für den Verschwundenen giebt es keine Form, o Upassiva; das, wodurch er — wie man sagt — „da ist“, besteht für ihn nicht länger; wo alle Daseinsformen (dhamma) abgeschnitten sind, da ist

„nicht offenbart“, weil er Rücksicht nahm auf die Schwachheit der Menschen-
natur, die vor dem Gedanken totaler Vernichtung zurückschreckt und schaudert.
Und so war es möglich, daß in späteren Jahrhunderten innerhalb der
buddhistischen Kirche das Nirvāna gedacht und ausgemalt wurde als ein
seliger Zustand, die Vollendung des Lebens, eine Art Paradies.

Auf jeden Fall ist die Erlösung im Buddhismus etwas durchaus
Anderes wie im Christenthum. Im Buddhismus ist es die Erlösung vom
Leiden, und da alles Dasein Leiden ist, die Erlösung vom Dasein über-
haupt. Im Christenthum dagegen ist es die Erlösung vom Bösen, von
der Sünde und Schuld, von der Gottentfremdung, und damit die Zurück-
führung zur Gemeinschaft mit Gott und zum Stande der Kindschafft bei Gott.

Die große Kluft, welche den Buddhismus vom Christenthum trennt,
wird sich aber als noch tiefer und breiter erweisen, sobald wir weiter die
Frage zu beantworten suchen: wodurch denn die Erlösung hier und dort
gewonnen und bewahrt wird? — Da offenbart sich ein so großer, tief-
greifender Gegensatz, daß dem gegenüber sogar die schon entwickelten Unter-
schiede und Gegensätze zu verblaffen scheinen. Der Buddhismus lehrt die
Selbsterlösung des Menschen, das Christenthum dagegen geradezu die
Unmöglichkeit der Selbsterlösung; im Buddhismus wird Alles durch
eigenes Verdienst gewonnen und bewahrt, im Christenthum nur durch
das Verdienst Christi. Buddha ist den Seinen nur ein Pfadfinder
und Wegweiser zur Erlösung, es gilt den Buddhisten geradezu als eine
böse Kezerei, wenn Jemand glaubt durch das Verdienst eines Anderen das
Heil zu gewinnen. Christus dagegen ist den Seinen der Held, der die
ganze Erlösung thatsächlich vollbracht hat. Buddha weist in den „Worten
der Wahrheit“ seine Anhänger darauf hin, daß ein Jeder sich selbst helfen,
sich selbst rein machen, sich selbst erlösen müsse:

160. Das Selbst sein eig'ner Helfer ist; wo wär' ein and'rer Helfer sonst?
Bezähmt man gut sich, dann erlangt man einen Helfer sel't'ner Art.

165. Wenn man das Böse selbst gethan, ist unrein man durch's eig'ne Selbst;
Wenn man das Böse selbst nicht that, dann ist man rein durch's
eig'ne Selbst.

Reinheit, Unreinheit schafft man selbst, nicht macht Einer den
Andern rein.¹

auch alles Fragen und Antworten abgeschnitten.“ Vgl. Schulze, das
rollende Rad S. 45; und ebendasselbst S. 48, 50.

¹ Eine interessante Stelle, die davon handelt, daß Jeder seine eigene Leuchte,
seine eigene Zuflucht sein soll, findet man in Mahāparinibbāna-Sutta II, 31—35,
Sacred books of the East Vol. XI, S. 35—39, und in deutscher Uebersetzung bei

Ganz anders denkt darüber die heilige Schrift der Christen. Da heißt es: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reiniget uns von aller Untugend.“ (1. Joh. 1, 7—9.)

Und der Apostel spricht von Christo als dem, „der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut“¹. (1. Joh. 1, 5.)

Hier also wird geglaubt an Einen, der die Andern, und zwar alle Andern, die Solches glauben und annehmen wollen, rein macht.

Der Buddhist kann sich nur selbst gerecht machen, er kennt keinen anderen Weg zum Heil als den durch die eigene Kraft, das eigene Vermögen, die eigene Erkenntniß, das eigene Thun. Der Christ ist nur dann ein Christ, wenn er von der absoluten Unzulänglichkeit dieses Weges bis auf den Grund seines Herzens überzeugt ist, wenn er sein Heil einzig in Christo bei Gott sucht, wenn er vollständig darauf verzichtet, durch sich selbst gerecht zu werden, vielmehr spricht:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrentleid
Damit will ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.

Die tiefe Erkenntniß von der eigenen menschlichen Schwäche und Mangelhaftigkeit, der eigenen Sündhaftigkeit, das zer Schlagene Herz, die göttliche Traurigkeit, mit einem Worte die Sünderstimmung, die dem Buddhisten durchaus fremd ist, sie ist bei dem Christen die absolut notwendige Vorbedingung zur Erlangung des Heils. Erst nach Erfüllung dieser Bedingung kann sich ihm die Heilsquelle öffnen, von welcher der Buddhist wiederum keine Ahnung hat: die Gnade, die göttliche Liebeshuld und Barmherzigkeit, die alle Schuld und Sünde tilgt und auslöscht, das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt, das sich mit offenen Liebesarmen hinab zum Sünder neigt. Und Christus selbst ist die Offenbarung der erbarmenden Liebe Gottes.

Schulke, Das rollende Rad, S. 96 f.; vgl. namentlich daselbst S. 97 Buddhas Worte: „Deshalb, o Ananda, seid eure eigene Leuchte, seid eure eigene Zuflucht. Nehmt nicht zu irgend etwas Aeußerem Zuflucht. Haltet fest an der Wahrheit als einer Leuchte, haltet fest an der Wahrheit als einer Zuflucht. Sucht nicht nach einer Zuflucht bei irgend Jemand außer euch selbst!“ u. s. w.

¹ Schon Christus selbst sagt bekanntlich bei der Einsetzung des heil. Abendmahles, daß sein Blut „vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünde“. (Matth. 26, 28.)

„Aus Gnaden seid ihr selig geworden“ — sagt der Apostel — „und das selbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme.“ (Eph. 2, 8. 9.) „Aus Gnaden soll ich selig werden,“ spricht der Christ:

Aus Gnaden! Hier gilt kein Verdienen!

Die eig'nen Werke fallen hin!

Und damit ist der schärfste Gegensatz zu allem Heidenthum und speciell gerade auch zum Buddhismus ausgesprochen. Es wäre viel zu sagen über die Bedeutung der Lehre von der Gnade und der Heilsvollendung durch die Gnade im Christenthum; ich muß aber noch einen anderen Punkt beleuchten.

Im Buddhismus gelangt man zur Erlösung durch eine höhere Erkenntniß, eine tiefere Einsicht in das Wesen der Welt und die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, die Welt und Leben aufbauen und bedingen; durch Weisheit, die allein durch ein gut entwickeltes und richtig geleitetes Denkorgan gewonnen wird. Durch tiefes Denken, durch philosophische Vertiefung in den Weltzusammenhang hat Buddha selbst die Erleuchtung und die Erlösung gewonnen, das tiefe Denken wird darum auch fort und fort im Buddhismus gepriesen und anempfohlen als der rechte Weg zur rettenden Erkenntniß¹, zur Erlösung. Erkenntniß, Weisheit steht höher da, scheint wichtiger zu sein als selbst die ebenfalls dringend anempfohlene Rechtschaffenheit. Wie anders stellt sich dem gegenüber das Christenthum dar, nach dessen Lehre die Erlösung nicht durch irgend welche Weisheit, sondern allein durch kindlichen, einfältigen Glauben, d. i. kindliches Vertrauen, gewonnen werden kann. Der Heiland, der die Kinder lieb hatte und es aussprach: ihrer ist das Himmelreich! er that noch mehr, er wies auf die Kinder hin und sprach: So ihr nicht werdet wie diese, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen (vgl. Matth. 18, 3)². Nicht die Weisen und Klugen, die philosophisch Geschulten, die Denker wollte Er um sich versammeln, sondern die kindlich-einfältigen, demüthigen Herzen, die der Gnade von oben harren.

Das ist die Kindesstimmung, die unsere Augen und Herzen emporschichtet zu Gott — der „kindliche Geist“, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! (Röm. 8, 15.) Von solcher Kindesstimmung, die recht eigentlich zum Wesen des rechten Christen gehört, weiß der Buddhist wiederum nichts!

¹ Welch ein schwieriger und complicirter Denkproceß erforderlich ist, um zu der rettenden Erkenntniß zu gelangen, wird recht deutlich werden, wenn man in Aldenbergs Buddha S. 228 ff. die Ausführungen über die Sätze von der Entstehung und Aufhebung des Leidens, die Formel vom Causalnexus des Entstehens u. s. w. vergleicht.

² Vgl. Marc. 10, 15: „Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen.“ Luc. 18, 16.

Hier offenbart sich ein so großer Gegensatz zwischen Buddhismus und Christenthum, daß der Buddhist weit eher dem tiefdenkenden griechischen Philosophen nahe zu stehen scheint, als dem Christen.

Und hier muß das ausgesprochen werden, was in manchem der eben erörterten Punkte schon implicite drin lag, der große Gegensatz, dessen Hervorhebung Sie vielleicht schon früher von mir erwartet haben, den ich aber absichtlich bis zuletzt zurückgehalten habe: der Buddhismus hat im tiefsten Grunde keinen Gott! er ist daher ursprünglich mehr Philosophie als Religion. Denn was ist Religion anders als der Glaube an höhere, außer und über der Sphäre des Menschen lebende göttliche, geistige Wesen — seien sie nun in der Einzahl oder in der Mehrzahl gedacht — und das Gefühl der Abhängigkeit von diesen Wesen. Allerdings hat Buddha die Existenz göttlicher und dämonischer Wesen keineswegs geleugnet; aber diese göttlichen Wesen gehören mit hinein in den leidenvollen Kreislauf des Lebens, dessen Sprengung allein die Erlösung bringen kann. Sie sind also durchaus untergeordneter Art und können dem Menschen nur wenig oder nichts bedeuten; er fühlt sich nicht abhängig von ihnen. Es sind blos ungetilgte, herübergenommene Reste einer älteren Weltanschauung. Buddha ist angeblich im Verlaufe der Seelenwanderung selbst mehrfach Gott, ist Indra und Brahma selbst gewesen, — aber in solcher Existenz war er doch erst auf der Wanderung zum Heil, das er erst als Gāntama Buddha findet und das mit dem Eingehen in das Nirvāna zur Vollendung kommt. Buddha selbst und jeder Buddhist, der das Nirvāna erreicht, erhebt sich damit aus eigener Kraft in ein höheres \mathbb{K} über die Götter hinaus, ohne daß die Götter ihn bei Erlangung solchen Heiles fördern oder daran hindern können. Kraft und Weisheit der Götter ist nichts gegenüber der Kraft und Weisheit Buddhas und seiner Jünger. Bei solcher Anschauung sind die Götter thatsächlich nichts mehr als Dämonen von untergeordneter Bedeutung. Der Mensch erhebt sich kraft seiner eigenen Erkenntniß über die Götter und wird sein eigener Heiland; er braucht keinen Gott.

Es ist kaum nöthig näher auszuführen, wie ganz anders das Christenthum steht, wo nicht nur ein großer Gott als Schöpfer und Regierer der Welt geglaubt und verehrt wird, sondern wo eben dieser selbe Gott in seiner Gnade den Menschen selber die Erlösung gewirkt hat und wo alles Sehnen und Hoffen des Menschen einzig darauf gerichtet ist, nach dem Tode in geistige Gemeinschaft mit Gott dem Schöpfer und dem Erlöser zu gelangen. Ich will nur noch die Consequenz des eben Gesagten hervorheben: daß nämlich der Buddhismus, der ursprüngliche, alte, reine Buddhismus auch keinen wirklichen Cultus, keinen Gottesdienst und kein Gebetsleben kennt.

„Buddha ist in das Nirvâna eingegangen; wollten seine Gläubigen zu ihm rufen, er könnte sie nicht hören. Darum ist der Buddhismus eine Religion ohne Gebet.“ (Oldenberg, a. a. O. S. 378.) Der Quasi-Cultus der altbuddhistischen Kirche besteht wesentlich in gewissen Beichtfeiern, wo die Mönche ihre Vergehungen einander beichten und gewisse Bußen auf sich nehmen, resp. sich gegenseitig absolviren. Später entwickelt sich dann ein Cultus der Reliquien Buddhas und gewisser heiliger Stätten; ebenso vertritt das Murmeln gewisser heiliger Sprüche späterhin gewissermaßen das Gebet. Wir sehen, wie auch hier die menschliche Natur hindrängt nach einer Art Gottesdienst, einer Art von Gebet. Aber die Hauptsache bleibt doch bestehen: die Buddhisten haben keinen Gott und keinen lebendigen Erlöser, zu dem sie beten könnten. Was aber damit Alles gesagt ist, welche Bedeutung das Gebet in unserem religiösen Leben hat, das brauche ich wohl kaum besonders zu erläutern.

Nur das eine Unterscheidende sei noch zum Schluß hervorgehoben: Im Christenthum hängt Alles von der Person Christi ab, der selbst die Erlösungsthat vollbracht hat und als lebendiger Erlöser in Gemeinschaft mit dem Vater weiter lebet und regieret in Ewigkeit; im Buddhismus liegt Alles nur an der rechten Lehre, die eventuell auch ein anderer Buddha lehren kann. Es hat nach dem Glauben der Buddhisten schon vor Buddha Gâutama mehrere welterlösende Buddhas gegeben, und man erwartet in der Zukunft den neuen Buddha Mâitreya. Die Stellung Buddhas im Buddhismus ist also eine wesentlich andere als die Christi im Christenthum.

Blicken wir zurück und fassen wir zusammen!

Man kann den Buddhismus bezeichnen als den großartigsten Versuch der Menschheit, durch eigene Kraft sich selbst zu erlösen; das Christenthum aber ist die Religion der geoffenbarten Liebe Gottes, die uns in Gnaden Erlösung und ewiges seliges Leben schenkt.

Das christliche Lieben=, Leiden= und in Gemeinschaft mit Gott Leben=Wollen; die Sünderstimmung mit dem Blicke hinauf zu der Erlösung bringenden göttlichen Gnade; die Kindesstimmung mit dem Blick hinauf zu dem göttlichen Vater; die aller Selbstgerechtigkeit ferne, demüthige und vertrauende Hingabe an Gott und den im Fleisch geoffenbarten Gottessohn — alles dies zusammen stellt eine Weltanschauung dar, unendlich viel tiefer und höher als die des Buddhismus. Ganz zu verwerfen sind daher alle die Phantasien, welche im Buddhismus das Heil der Zukunft sehen; und ganz unnöthig und grundlos ist die Furcht vor dem Buddhismus, welche sich wohl hie und da in christlichen Gemüthern regt. Gerade ein gründliches Studium des Buddhismus wird diese Furcht vollständig zerstreuen, und eine wirklich wissenschaftliche Erforschung und Darstellung dieser

Religion liegt daher durchaus im Interesse der christlichen Welt. Die modernen Apostel des Buddhismus sind sämmtlich Dilettanten auf diesem Gebiete; ein hervorragender Forscher und Kenner ist mir unter ihnen nicht begegnet.

Man hat die moderne indische Renaissance, die Wiederbelebung des indischen Alterthums in Europa und Amerika schon wiederholt in Parallele gestellt mit der antiken Renaissance, der vor Jahrhunderten begonnenen Wiederbelebung des griechisch-römischen Alterthums, unter dessen gewaltigem Einflusse wir noch heute stehen. Dies ist nicht unrichtig; thatsächlich spielen schon heute die buddhistischen und brahmanischen Gedanken eine hervorragende Rolle im geistigen Leben des Abendlandes. Um nur Eines anzuführen: das System des großen modernen Philosophen Schopenhauer, der heute vielleicht mehr Anhänger zählt als irgend ein Anderer, ist genährt und durchtränkt von indischen Ideen. Aber die antike Renaissance hat das Christenthum nicht zerstören, ihm keinen erheblichen Schaden zufügen können, und eben so wenig wird die indische Renaissance dies thun, dessen dürfen wir gewiß sein.

Aber die antike Renaissance hat uns mit einer Fülle der wichtigsten Culturelemente beschenkt; suchen wir ähnlichen Nutzen auch aus der indischen Renaissance zu ziehen. Und in der That, die indische Welt birgt eine Fülle origineller, zum Theil höchst großartiger geistiger und moralischer Leistungen, deren Studium hochinteressant und lehrreich unseren Blick nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert. Der Buddhismus nimmt in dieser Welt eine hervorragende Stellung ein. Seine Bedeutung ausreichend zu würdigen und vor Ihnen zu entwickeln war mir in diesen Vorträgen nicht wohl möglich, da er durch den Vergleich mit dem Christenthum beständig in Schatten gestellt wurde. Ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn man den Buddhismus ohne diese Parallele betrachtet, ganz für sich, innerhalb der Culturwelt, in die er hineingehört; insbesondere wenn man sich beständig vergegenwärtigt, daß diese Lehre ein halbes Jahrtausend vor Christo in Indien verkündet wurde. Dann wird man vor der Größe dieser Leistung Staunen und Bewunderung empfinden.

Und endlich, man wähne nicht, daß wir, weil wir Christen sind, von den Buddhisten nichts lernen könnten. Im Gegentheil tritt uns da Manches entgegen, was wohl geeignet ist, uns zu beschämen und zu ernstlichem Nachdenken über uns selbst zu veranlassen. Ich führe nur Eines an: die großartige edle Toleranz, die den Buddhismus von seinem ersten Auftreten an bis auf den heutigen Tag vor allen Religionen der Welt auszeichnet. Siegreich hat sich die Lehre des Buddha über weite Strecken der Erde verbreitet, ein Drittel der Menschheit hängt ihr an, — aber nie und nirgends haben die Buddhisten Andersgläubige bedrückt, verfolgt und mißhandelt — treu den milden Geboten ihres Religionsstifters. Das läßt sich leider von den

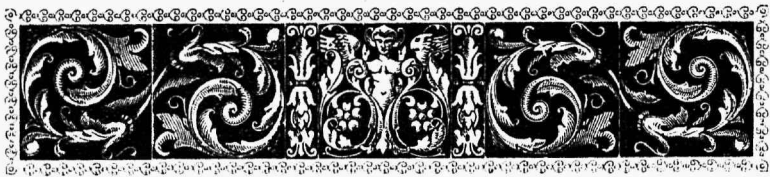
Christen nicht sagen. Wie viel Bedrückung, schreckliche Mißhandlung, blutige Verfolgung ist von Christen gegen Andersgläubige und von einer christlichen Confession gegen die andere im Laufe der Jahrhunderte ausgeübt worden! Man schaudert davor zurück. Und wenn auch heutzutage die Scheiterhaufen der Inquisition nicht mehr rauchen, von christlicher Intoleranz wäre doch immer noch viel, sehr viel zu berichten. Da können uns die Buddhisten zum beschämenden Vorbild dienen! Es mag wohl sein, daß dem Buddhismus bei seiner wesentlich negativen Tendenz die Toleranz leichter wird; dennoch ist sie etwas Großes und Bewunderungswürdiges, und daß sie keineswegs in Gleichgiltigkeit ihren Grund hat, beweist der großartige Missionserfolg der buddhistischen Kirche.

Und weiter! Wir sahen, daß der Buddhismus im Gegensatz zum Christenthum nur die Erlösung durch des Menschen eigene Kraft und Einsicht kennt. Man sollte denken, daß demnach unter den Buddhisten pharisäische Selbstgerechtigkeit recht üppig hätte in's Kraut schießen müssen. Das ist aber nach den Berichten kundiger Beobachter keineswegs der Fall; vielmehr scheint Selbstgerechtigkeit weit eher eine bei den Christen verbreitete Untugend zu sein, so sehr sie auch eigentlich dem Geiste dieser Religion widerspricht; und wenn sie, namentlich bei evangelischen Christen, auch seltener als Werkgerechtigkeit erscheint, so macht sie sich um so häufiger als Glaubenshochmuth bemerkbar, und solcher ist mindestens ebenso abstoßend und widerwärtig. Christliche Intoleranz und christlicher Pharisäismus sind ganz wesentlich mit daran schuld, daß das Christenthum leider immer noch so viele Gegner unter den Besten und Edelsten zählt, die durch echte christliche Liebe und Demuth vielleicht zu gewinnen wären. Nicht das Christenthum ist daran schuld, sondern die Träger desselben, die Christen. Dem gegenüber soll uns das Verhalten der Buddhisten eine ernste Bußpredigt sein, die um so wichtiger erscheint, als die Stellen der Schrift, in denen Liebe und Demuth gefordert wird, für gar Viele doch zu Phrasen geworden sind, die sie zu oft gehört haben, um sich ernstlich von ihnen bewegen zu lassen.

Summa Summarum: Freuen wir uns dessen, daß wir Christen sind, Erben der herrlichen Güter, die uns der Gottessohn errungen; aber suchen wir auch wahre, ganz demüthige, leidenschaftliche, gegen Freund und Feind nur liebevolle Christen zu sein. Im Christenthum liegt die göttliche Kraft, die Welt zu überwinden; aber nur dann kann und wird es den Sieg gewinnen, wenn unter seinen Vertretern und Trägern, den Christen, der demüthige und liebevolle Geist Christi wirklich zur vollen, unumschränkten Herrschaft durchgedrungen ist.

L. v. Schroeder.





Russische Dichter und Schriftsteller in Livland. (Schluß.)

Im September 1835 reiste Pirogow nach Dorpat, sorglich eingehüllt in Lewis Schuppenpelz. Die erste Nachricht, die er dort durch Moier hörte, war, daß die ihm zuge dachte Professorenstelle in Moskau durch den dortigen Curator Stroganow an seinen Collegen Inosemzow vergeben sei, was Pirogow tief verstimmtete.

Er quartierte sich bei seinem alten Collegen, dem Projectorgehilfen Schulz¹, ein. Moier war damals Rector, lebte aber in Unfrieden mit den Studenten, die ihm einmal die Fenster eingeworfen und dabei die alte Katharina Anaschjewna heftig erschreckt hatten. Aus Allem war ersichtlich, daß Moier mit Ungeduld den Termin seiner Pensionirung nach 25jährigem Dienst abwartete, um sich auf sein Gut im Gouvernement Orel zurückzuziehen. Die Klinik besuchte er, da ihm die Rectoratsgeschäfte keine Zeit übrig ließen, gar nicht mehr und überließ sie vollständig seinem Assistenten, dem jungen Struve² (später Professor in Charkow). Pirogow machte einige sensationelle Operationen in der Klinik. Strauch, sein Commilitone von Berlin,

¹ A. a. 2235. Schulz, Georg Julius, aus Estland, geb. 22. Sept. 1808, med. 1826—33, Dr. med. 1836. Projector an der medico-chirurgischen Akademie, Arzt bei der Mineralwasser-Anstalt in Petersburg, auch Ordinator am 2. Militär-Landhospital daselbst; lebte in Estland, Schriftsteller unter dem Pseudonym Dr. Bertram, † zu Wien 4. Mai 1875 (Verfasser der „baltischen Skizzen“ mit Erzählungen aus dem dörsichen Studentenleben).

² A. a. 2600. Struve, Adolf Heinrich, aus Livland, geb. 22. Dec. 1809, (studirte in Königsberg) med. 1828—36, Dr. med. 1832, Assistent der Univeritätsklinik in Dorpat, 1837—62 Professor-Vbj., dann ordentlicher Professor der Chirurgie und Ophthalmologie an der Univerität Charkow; 1862 verabschiedet, lebt im Gow. Woronezh (Mandrowo), auch als Arzt thätig; war auch Kreis-Adelsmarschall, Ehrenfriedensrichter. Wirkl. St.-R.

der gerade in Dorpat sein Doctorexamen machte, hatte viel erzählt von seinen Erfolgen in Berlin, unter Anderem von der unglaublichen Geschwindigkeit, mit welcher Pirogow einen Steinschnitt bei Leichen machte. In Folge dessen sammelten sich in der dörptschen Universitätsklinik, als Pirogow eine Lithotomie bei einem Knaben vornahm, eine große Menge Zuschauer, welche, die Uhr in der Hand, gespannt der Operation folgten. „In zwei Minuten, nicht einmal zwei Minuten, das ist wunderbar!“ erklang es bald von allen Seiten. Nicht weniger Effect machte die elegante Exstirpation eines riesigen Polypen mitsammt den Knochen aus der Nase und die in Dorpat bis dahin unbekannte Dieffenbachsche Insectennaht.

Nach einigen Tagen ladet Moier Pirogow zu sich ein und macht ihm einen unerwarteten Vorschlag.

„Wollen Sie nicht meinen Lehrstuhl in Dorpat einnehmen?“

„Wie sollte das möglich sein? Das ist ja undenkbar, unmöglich.“

„Ich will nur wissen, ob Sie geneigt wären?“ wiederholt Moier.

„Nun ja; der Lehrstuhl in Moskau ist für mich doch verloren. So ist es mir ganz gleichgiltig, wo ich Professor werde.“

„Nun gut, abgemacht. Heute stelle ich Sie der Facultät vor und berichte dann dem Minister, und wenn ich erfahre, wie er zu der Sache steht, so wird der Vorschlag an das Universitätsconseil gehen, Sie können einstweilen hier in Dorpat bleiben und später nach Petersburg reisen, um die endgiltige Entscheidung abzuwarten.“

„Zu dieser Zeit war das Moiersche Haus für einen jungen Mann sehr anziehend. Zwei Nichten, Enkelstöchter der Frau Protassow, Katharina und Alexandra Wojeikow, und einige russische junge Damen, Maria Nikolajewna Neuz (geborene Dirin), Katharina Nikolajewna Berjosina (meine spätere Schwiegermutter) u. A., bildeten einen sehr angenehmen Kreis unter der Regide der bejahrten, aber äußerst liebenswürdigen, klugen und interessanten Katharina Asanajewna. Auch andere Russen und einige Deutsche gesellten sich hinzu, und die Zeit verging herrlich.“

Die Facultät wählte Pirogow einstimmig zum außerordentlichen Professor. Der Minister Uwarow hatte dagegen nichts einzuwenden. Nun mußte Pirogow noch nach Petersburg fahren, sich dem Minister vorstellen und dort die Entscheidung des Conseils abwarten.

In Petersburg fand er seinen Freund Strauch wieder vor. Der Minister Uwarow war damals gerade in gereizter Stimmung: erstens hatten ihn Puschkins Verse über den sterbenden Lucullus-Scheremetjew und den Erbfschleicher, in dem man ihn selbst erkennen wollte, geärgert, zweitens war er auf die Studenten in Dorpat schlecht zu sprechen. Und das war so gekommen: Uwarow, als Nachfolger des Fürsten Lieven, war gleich nach

Dorpat gefahren, hatte dort den Freund der Deutschen gespielt, den die Universität, die alte Bibliothek an seine Göttinger Zeiten erinnern, und wäre so unter allgemeiner Begeisterung nach Petersburg zurückgefahren, wenn sich nicht in derselben Nacht ein Studentenskandal, übrigens sehr harmlosen Charakters, ereignet hätte.

Uwarow war in dem für den Curator bestimmten Quartiere am Markt abgestiegen. Nachts konnte er nicht schlafen; bei Tagesanbruch hört er Lärm auf der Straße und tritt auf den Balcon. Da kehren gerade einige angeheiterte Studenten vom Commerc zurück, und zwei von ihnen, wie sie den Herrn im Nachtgewande eine Lognette in der Hand auf dem Balcon stehen sehen, ziehen ihre Hauschlüssel hervor und sehen durch dieselben, wie durch eine Lognette, zum Balcon hinauf. Dies mißfiel Uwarow äußerst, der geglaubt hatte, durch seinen Besuch und seine Reden die Herzen aller Dorpatenser erobert zu haben. Und das war der Grund, warum Uwarow die dörpischen Studenten nicht gefielen. Um so mehr liebte er die Professoren. Und das wiederum war so gekommen (wie Moier später 1838 Pirogow erzählte):

Der Astronom Struve, ein nicht nur durch seine Beobachtungen und Entdeckungen im Gebiete der Astronomie, sondern auch durch seine feinfühligte Lebensweisheit berühmter Mann, hatte gleich im Anfange, als Uwarow das Ministerium antrat, sich um das Observatorium in Pulkowa bemüht und wollte nun Uwarow um jeden Preis für sich günstig stimmen. Dazu benutzte er die Reise des Ministers nach Dorpat. Uwarow besuchte am Morgen, auf die Einladung Struves, das dörpische Observatorium, um den damals berühmten Refractor zu besehen.

„Leider ist jetzt ungünstiges Wetter,“ sagte Struve zu ihm, „und deshalb wagte ich es nicht, Sie zu bemühen, Nachts einen Blick in unseren Refractor zu thun; jetzt lohnt es sich höchstens hineinzugucken, um sich einen Begriff von der außergewöhnlichen Empfindlichkeit des Instruments bei der geringsten Bewegung zu machen.“

Uwarow bleibt stehen und schaut hinein. „Erlauben Sie, immerhin — ich sehe etwas, mir scheint's, einen Stern.“

„Unmöglich, hohe Excellenz,“ ruft Struve aus.

„Bitte, sehen Sie selbst!“ entgegnet Uwarow.

Struve sieht, schweigt, sieht nochmals und ruft dann mit erstaunter und entzückter Miene laut: „Erlauben Sie mir Ihnen zu gratuliren, hohe Excellenz. Sie haben eine Entdeckung gemacht. Unbegreiflich, unverständlich, wie dies zuging, daß es Ihnen gerade beschieden sein sollte, zuerst einen noch unbekanntem Fixstern zu sehen; von heute an wird er in die Zahl der neuentdeckten Fixsterne aufgenommen werden.“

Und an demselben Abend, im Professorenkränzchen, wozu auch der

Minister gebeten war, hielt Struve einen Vortrag über den von Sr. hohen Excellenz entdeckten neuen Fixstern. Ich weiß nur nicht, ob ihn Struve nach Uwarow getauft hat, wie ja mit diesem Namen auch ein Mineral (Uwarowik) getauft ist, oder ob der neue Stern namenlos geblieben ist. Uwarow war natürlich im siebenten Himmel und argwohnte nicht, daß er gar nicht der zufällige Entdecker war, sondern daß der Stern schon vorher von dem feinen diplomatischen Genie Struves bemerkt worden war.

Nach einem langen Präludium über die Nothwendigkeit einer Verbesserung des sittlichen Zustandes der dörpfschen Studenten — welche sich in der letzten Zeit als Muster der Sittlichkeit für russische Studenten gezeigt hatten — wandte sich Uwarow unversehens an Pirogow mit folgender pathetischen Rede.

„Vernehmen Sie, junger Mann, bei Ihrem Eintritt in die neue Laufbahn, daß Minister der Volksaufklärung in Rußland nicht ich, Sergei Ssemenowitsch Uwarow, bin, sondern der Kaiser Nikolai Pawlowitsch. Vernehmen Sie dies und denken Sie daran. Auf Wiedersehen!“ — — —

Zur Abkürzung der langweiligen Wartezeit besucht Pirogow das Dbuchow-Hospital, wo er von den alten Dorpatensern, besonders Götte¹, freundlich aufgenommen und wie in Riga ersucht wird, einen Cursus chirurgischer Anatomie zu halten. Die erforderliche kaiserliche Erlaubniß dazu wurde eingeholt, und der Cursus dauerte sechs Wochen. Da von russischen Aerzten keiner sich betheiligte, so las Pirogow deutsch. Damals waren in den petersburger Hospitälern unter den Ordinatoren beinahe gar keine Russen, sondern lauter petersburger oder baltische Deutsche. „Woher sollten auch Russen kommen? Die russischen Studenten der medico-chirurgischen Akademie jener Zeit (des einzigen höheren wissenschaftlich-medizinischen Instituts) waren meist Kronstudenten, Popenöhne; wenn diese ihren Cursus absolvirt hatten, traten sie sofort in den Dienst im Regiment, in Kreisstädten u. — In Petersburg blieben nur die Söhne dortiger Einwohner und von letzteren schickten auch nur die Deutschen ihre Söhne in die Akademie, d. h. Kinder von Doctoren, Beamten, Lehrern, Handwerkern, überhaupt aus den cultivirteren Klassen.

Auch unter den praktischen Aerzten Petersburgs gab es damals kaum ein Duzend bekannter russischer Namen, selbst mit Einschluß einiger Professoren der medico-chirurgischen Akademie.

Unterdessen kamen Pirogow Gerüchte zu Ohren, daß seine Wahl im Conseil einen Sturm im Glase Wasser heraufbeschworen habe. Die Theologen hatten ein Gesetz des ersten Gründers der Dorpater Universität,

¹ A. a. 1375. Götte, Ernst Bernh., aus Narva, geb. 1. Jan. 1801, med. 1819—23, Dr. med. 1826. Seit 1826 praktischer Arzt zu Petersburg; später älterer Ordinator am Dbuchow-Hospital. St.-R. † zu Petersburg 26. Juni 1848.

Gustav Adolfs von Schweden, entdeckt, wonach nur Protestanten an dieser Universität Professoren sein konnten.

Ob ein solches Gesetz existirte oder nicht, weiß Gott, aber zu Nikolai Pawlowitsch' Zeiten durfte man sich darauf nicht berufen, und das begriffen wahrscheinlich auch die dörptschen Theologen. Immerhin war nichts desto weniger der Zankapfel einmal hingeworfen, und die Streitigkeiten im Conseil dauerten bis Ende Februar 1836.

Ostern 1836 feierte ich schon in Dorpat. Kurz vor meiner Ankunft war daselbst auch der aus Petersburg neu ernannte Curator, Garde-Generalmajor Kraftström¹, eingetroffen. Ich stellte mich diesem Sohne des Mars vor und wurde sehr liebenswürdig aufgenommen. Er begrüßte mich als den ersten Russen, der von der Universität für einen rein wissenschaftlichen Lehrstuhl erwählt worden sei. Bis dahin waren in Dorpat russische Professoren bloß für die russische Sprache gewählt worden und auch dies nur aus Mangel an Deutschen, die gut mit der russischen Literatur vertraut waren. Diese Bemerkung, daß ich der erste russische Professor sei und daß dieses erste Beispiel mit seinem Amtsantritt zusammenfalle, war denn auch das Leitmotiv unserer Unterhaltung für eine gute halbe Stunde. Man brauchte auch nicht mehr als eine halbe Stunde, um zu erkennen, weß Geistes Kind der neue dörptsche Curator sei.

Gamaschenheld vom Scheitel bis zur Sohle, erwies sich Kraftström im Allgemeinen als Curator nicht als ein schlechter Mensch, er hätte viel schlechter sein können, da er vom Sattel direct auf den Curatorposten übergang.

Er war daher auch die Zielscheibe beständiger Auspielungen unter der Form humoristischer Anekdoten, die auf seine Kosten von den Studenten und zum Theil auch von den Professoren erfunden wurden. Die Weltanschauung Kraftströms war auch wirklich eine unmögliche. Nach seiner Ansicht gab es drei Arten von Wissenschaften: bis zu einem gewissen Grade nützliche, schädliche, ja wenn sie nicht im Zaume gehalten werden, sogar sehr schädliche und schickliche, ja selbst nothwendige, zum Zeitvertreib und Vergnügen für bemittelte Leute.

Ueber die Astronomie z. B. sprach sich Kraftström einmal so aus: Es war auf der Fahrt von Dorpat nach Petersburg. Kraftström fuhr zusammen mit dem Professor der russischen Sprache Rossberg², zu welchem

¹ Vgl. über Kraftström die interessanten Mittheilungen von Anders, „Balt. Mon.“ 1892, S. 295 f.

² Welchem älteren Dorpatenser geht nicht ein behagliches Schmunzeln durch Gesicht und Herz, wenn er diesen alten, lieben Namen hört und an die unzähligen alten, lustigen Geschichten denkt, die sich unlöslich mit ihm verknüpft haben?! Anders schildert ihn S. 295.

er damals besonderes Zutrauen hatte. Es war eine prächtige Mondnacht; Rosberg sieht den Mond, erinnert sich an das, was er durch den Refractor im dörrptischen Observatorium gesehen, und fängt an, Krafftström die von ihm gesehenen Berge und Schluchten auf dem Monde zu schildern.

Krafftström hört eine Zeit lang ganz ruhig zu, dann sagt er:

„Hören Sie mal, lieber Freund, Sie glauben doch nicht etwa an all den Schwindel?“

„W— as!“ ruft erstaunt Rosberg aus, „das sind ja unbestreitbare, von der Wissenschaft anerkannte Thatfachen.“

„Um Gottes willen, hören Sie auf,“ beruhigt ihn Krafftström, „was sind das für Thatfachen, wo doch noch Keiner im Himmel gewesen ist und also auch Keiner dies wissen kann.“

Rosberg, im richtigen Gefühl, daß von der wissenschaftlichen Seite Krafftström nicht beizukommen sei, fing von einer anderen an.

„Aber Excellenz: würde sich denn der Zar so um die Errichtung der Pulkowaschen Sternwarte interessiren und so riesige Summen dafür ausgeben, wenn er nicht überzeugt wäre, daß die Astronomen wirklich außerordentlich wichtige Entdeckungen gemacht haben?“

„He, Freundchen,“ bemerkte darauf Krafftström, „wissen Sie denn nicht, daß auch regierende Häupter, wie wir alle, ihre Liebhabereien haben? Wir haben kleine, unseren Mitteln entsprechend, aber die Fürsten natürlich theure. Warum soll sich unser Zar auch nicht das Vergnügen eines riesigen, theuren Observatoriums erlauben?“ — — —

Mit Krafftström lebte ich nicht lange in gutem Einvernehmen, übrigens nicht durch meine Schuld.

Es war die Zeit der Duelle in Dorpat. Die periodischen Duelle nahmen bald zu, besonders wenn sie verboten wurden, bald ab.

Krafftström und dem Rector waren die Duelle natürlich verhaßt, besonders wenn sie so eines auf das andere folgten, ein scheinbares und ein wirkliches, wie dies einmal vorkam.

Ein russischer Student, ein Tollkopf, Chitrowo¹, hatte sich hoffnungslos in eine angereifte junge Frau verliebt. In dem Wunsche, auf alle mögliche Weise die Aufmerksamkeit dieser Dame auf sich zu lenken, ersann Chitrowo folgende Geschichte: als er den Gegenstand seiner Liebe in einem Concerte erblickte, stürzte er kopfüber auf den Rector zu mit der Anzeige, er habe einen Studenten im Duell im Walde erschossen und übergebe sich hiemit freiwillig in die Hände der Gerechtigkeit.

Der Rector schickte Chitrowo in den Carcer und machte sich selbst

¹ A. n. 3540. Chitrowo, Grigory, aus Kursk, geb. 13. Nov. 1816, dipl., cam. 1836—40. Offizier im kaukasischen Corps.

mit Laternen, Bedellen und Polizei auf, um im Walde den Leichnam zu suchen. Sie suchten die ganze Nacht und fanden nichts. Am anderen Tage kam es heraus, daß die ganze Geschichte eine Erfindung des tollen Verliebten war.

Das andere, wirklich erfolgte Duell machte Kraftström schon mehr Sorgen. Man hatte wirklich im Walde einen im Duell gefallenen Studenten gefunden. Die Geschichte war ein offenes Geheimniß und wurde viel besprochen. Zu derselben Zeit reiste der Kaiser Nikolai Pawlowitsch über Dorpat in das Ausland. Man kann sich vorstellen, wie Kraftström zitterte! Er überreichte dem Zaren den Rapport auf der Poststation, der Zar blieb in der Kutsche sitzen und als Kraftström ihm über den Vorfall berichtete, sagte der Kaiser kurz: „Nun, so jag' doch die Facultät —“

„Da haben wir die Bescheerung! Was soll man nun machen? Jag' die Facultät —! Aber welche? es sind ja vier, und wie soll man sie — jagen?“

In dieser aufgeregten Zeit hatte auch ein Hieberduell stattgefunden. Es handelte sich um eine gefährliche Brustwunde; man rief mich am dritten Tag, als sich schon eine heftige Entzündung der Pleura gebildet hatte. Zwei Tage besuchte ich den Verwundeten, der bald darauf den Geist aufgab. Ich werde vor Kraftström citirt. „Sie haben den im Duell Verwundeten behandelt?“ fragt er mich.

„Ja.“ — „Wußten Sie, daß er im Duell verwundet worden war?“

„Ich könnte Ihnen antworten, daß ich es nicht wußte, da mir Niemand das Gegentheil beweisen kann; aber ich will Sie nicht belügen, ja, ich wußte es.“

„Aber, wenn Sie es wußten, warum haben Sie es nicht zur gesetzlichen Anzeige gebracht. Sie werden dafür verantworten. . . Es wird ein Gericht, kein akademisches, noch ein privates, sondern ein criminelles niedergesetzt. Leben Sie wohl,“ fügte er hinzu.

Die gerichtliche Untersuchung begann wirklich und ich wurde vorgefordert.

Vor Gericht sagte ich dasselbe aus: es könne mir Niemand beweisen, daß ich vom Duell gewußt habe, aber ich gebe es zu, davon gewußt zu haben; ich hätte keine Anzeige erstattet, erstens, weil ich fest davon überzeugt gewesen, daß eine Anzeige vom Duell auch ohne mein Zuthun schon erfolgt sei, zweitens, weil ich eine gerichtliche Untersuchung, die auf meine Anzeige bei Lebzeiten des Verwundeten unausbleiblich eingetreten wäre, für den Schwerkranken für gesundheitschädlich gehalten, und daß ich nach seinem Tode über das in Folge der Brustwunde eingetretene Ende desselben der Behörde Bericht erstattet habe.

So entzweite mich dieses Duell mit Kraftström; ich hörte auf, ihn

zu besuchen; auf der Straße grüßten wir uns nicht mehr, und ich erhielt durch das Conseil einen Verweis vom Minister.

Dies gespannte Verhältniß zum Curator dauerte einige Monate. Da bekam der Curator den Artikel Pirogows über die Verbreitung der Syphilis in Dorpat und deren Verhütung und Heilung in die Hände, war davon entzückt, nahm den früheren Freund wieder in Gnaden auf und verschaffte ihm ein Reisestipendium zu wissenschaftlichen Zwecken nach Paris. Da weilte Pirogow neun Monate im Jahre 1837.

Von Dorpat aus machte Pirogow auch häufige Fahrten nach Riga und Reval, „tchingischansche Kriegszüge,“ wie sie ein witziger Freund nannte, weil dabei so viel Blut floß. Doch behielt Pirogow von diesen Expeditionen nicht nur blutige Erinnerungen nach — die standen in den chirurgischen Annalen — sondern liebliche und angenehme. In Riga hätte er sich 1837, nach einem heiteren Diner, das ihm die Aerzte Rigas gaben, beinahe verlobt mit der Tochter des Oberarztes im Kriegshospital. Die Sommerausflüge nach Reval dauerten fort, auch nachdem Pirogow von Dorpat nach Petersburg übergesiedelt war. „Ich liebte Reval, da erholte ich mich an Leib und Seele. Reval hinterließ in mir angenehme Erinnerungen für mein ganzes Leben: dort lebte ich die erste Zeit als Bräutigam mit meiner ersten Frau und nach meiner zweiten Ehe mit Weib und Kindern. In Reval wohnte auch die Familie meines lieben Universitätsfreundes Dr. Ehrenbusch¹, in dessen Landhause in Katharinenthal wir gemüthlich lebten.“

Von petersburger Größen sah Pirogow da die Gräfin Kostoptschin (Dichterin), den Fürsten Wjasensky, Tolstoi, Kostomzew; von Deutschen F. v. Möller und E. v. Glasenapp, Dr. N. Zdekauer, Grimm u. A.

Im Jahre 1841 wurde Pirogow auf Veranlassung des Dr. Seidlitz, des bekannten Freundes und Biographen Schukowskys, auf den Lehrstuhl der Chirurgie an der medico-chirurgischen Akademie berufen.

Damit schließt Pirogows dörptsche Zeit. Seinen alten Lehrer und Freund Moier besucht er auf seinem Gute Bunino. „Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken, die Tochter meines verehrten Freundes, in dessen Haus ich wie ein Sohn aufgenommen worden war, zu heirathen. Auf Moiers Gut blieb ich zehn Tage, fand Katharina Zwanowna (Moiers Tochter) schon als erwachsene Dame vor, und schrieb nach meiner Rückkehr

¹ A. a. 2297. Ehrenbusch, Gust., aus Estland, geb. 26. Febr. 1809, med. 1827—33, Dr. med., Accoucheur und Medicinalinspector. War Marinearzt in Kronstadt, Ordinator am Kriegshospital in Reval, 1836—42 Kreisarzt daselbst, 1842—48 Operateur, 1848—65 Accoucheur und 1865—69 Inspector der Medicinal-Abtheilung der estl. Gouv.-Regierung; auch Besitzer des Gutes Neuhoj in Estland. Wirkl. Staatsrath. † 4. Jan. 1869.

in Moskau an Katharina Asanafjewna einen langen, sentimentalen Brief.“ Einen Monat später erhielt er von Moier und seiner alten Freundin die betrübende Mittheilung, daß die Erwählte seines Herzens — schon verlobt sei! — — —

Wir haben uns bei Pirogows Darstellung lange, vielleicht für manchen Leser zu lange aufgehalten. Aber ein reiches Geistesleben in Verbindung und Beziehung mit so vielen Personen, Ort- und Zeitverhältnissen läßt sich eben nicht in eine — Dienstliste einpacken. Und dabei ist Vieles übergangen, was der Leser im Originale mit Genuß ergänzen wird. Erzählung und Schilderung wurden möglichst verkürzt, Reflexionen und Urtheile wörtlich wiedergegeben. Und im Grunde ist es schade um jedes gestrichene Wort! Darum sei der Leser nochmals dringend verwiesen auf die originelle, geistvolle Schilderung einer originellen, denkwürdigen Zeit dörflichen und baltischen Culturlebens und seiner Einwirkung auf einen hochgebildeten, feinfühlenden Russen.

Ueber die anderen russischen Schriftsteller und Dichter, die in Dorpat studirt haben, können wir uns kürzer fassen. Der bedeutendste unter ihnen ist der schon oben unter Pirogow genannte, berühmte Verfasser des „Tarantas“

Vladimir Graf Sollogub (A. a. 2834).

Er hat 1830—33 in Dorpat studirt; im Jahre 1837 ist er zuerst als Schriftsteller aufgetreten. Sein Hauptwerk „Tarantas“ erschien zuerst theilweise (7 Capitel) in den Отечественныя записки 1840, vollständig 1845 und erregte großes Aufsehen.

Der Einfluß, den Dorpat auf ihn gehabt hat, wird wohl von Pirogow etwas zu gering angeschlagen. Jedenfalls muß Dorpat auf ihn auch später noch große Anziehungskraft ausgeübt haben; denn nach der üblichen, etwa zwanzigjährigen Beamtenlaufbahn ließ er sich in Dorpat häuslich nieder und die Familie ist Dorpat treu geblieben: nicht weniger als drei Grafen Sollogub studirten in den sechziger und siebziger Jahren daselbst, nämlich:

A. a. 7775. Alexander, aus Petersburg, geb. 17. Aug. 1845, oec. 1864, 1868—69, cand. Beamter in Petersburg.

A. a. 9415. Michael, aus Baku, geb. 6. Mai 1854, med. 1873—82, Arzt. War Assistent am Bezirkshospital zu Dorpat, dann Arzt in Kursk, seit etwa 1883 Gutbesitzer bei Kursk (Dmitriewka), auch Ehrenfriedensrichter, † zu Moskau 16. Dec. 1888.

A. a. 9416. Matthias, aus Tiflis, geb. 16. Dec. 1852, dipl. 1873 bis 1876. War Beamter im Ministerium der Volksaufklärung, ist Gutbesitzer im Gouv. Witebsk zu Sselnowo (Kr. Lužin). Eine Tochter dieses Hauses ist die Gattin des der alma mater Dorpatensis und dem ganzen

Lehrbezirke unvergesslichen Curators, späteren Ministers und jetzigen Senateurs Saburow, an den am 12. (24.) December, dem Stiftungstage der Universität, Jahr für Jahr begeisterte herzliche Telegramme abgehen.

Am Ende der fünfziger und Anfange der sechziger Jahre studirte in Dorpat

Peter Boborykin¹,

der fruchtbare Novellist und Romancier der Neuzeit, von dessen Werken nach Reinholdt S. 740 angeführt sein mögen: „Das Abendopfer“, „Halbes Leben“, „Dr. Zybalka“ und „Kitai-Gorod“, in welchem letzterem großen Romane er à la Zola (au bonheur des dames) die moskauer Handelswelt persiflirt. Von ihm stammt auch das Gesellschaftsdrama „Das Kind“. Nachdem P. D. Boborykin auf der Kasanschen Universität den ersten Course der Cameralstudien absolvirt hatte, legte er sich auf die Chemie und, da er gehört hatte, daß man in Dorpat diese Wissenschaft in allen ihren Einzelheiten studiren könne, siedelte er 1855 dorthin über. Hier weckte das Studium der organischen Chemie in ihm ein mächtiges Interesse für die Biologie und nach zwei Jahren, nachdem er schon die erste Hälfte des Candidaten-Examens bestanden hatte, ging er zur medicinischen Facultät über, in welcher er bis zum Jahre 1860 alle theoretischen und praktischen Collegia hörte. Doch kam er zur Ueberzeugung, daß, ungeachtet seines großen Interesses für die exacten Wissenschaften, doch kein Gelehrter aus ihm werden würde. So beschloß er denn, ohne medicinisches Schlußexamen die Universität zu verlassen und in Petersburg den Candidatengrad in der juristischen Facultät zu erwerben. Dies geschah denn auch im Jahre 1861, und von da ab widmete er sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit.

Schon in Dorpat war in ihm das Interesse an der Literatur erwacht. Es wurde genährt durch die Bekanntschaft mit europäischen Schriftstellern und besonders durch die damalige Wiedergeburt der russischen Literatur, durch das Studium der Werke Bjelinskis zc. Dies war auch die allgemeine Strömung unter der damals in Dorpat studirenden russischen Jugend, welche sich von den deutschen Commilitonen fern hielt, auf ihren geselligen Versammlungen im Winter 1858/59. Auf diesen hielt Boborykin, als einer der Ersten, Vorträge belletristischen Charakters. Außerdem entbrannte im Freundeskreise die Leidenschaft für das Theater; die Studenten führten zu wohlthätigem Zwecke einzelne Acte aus „Горе отъ ума“ und ganze Komödien von Gogol und Ostrowsky auf. Dies hatte natürlich einen großen Einfluß auf des jungen Dichters Lebensrichtung. Schon im Jahre 1858 verfaßte er ein Lustspiel „Eine Nadel kann man nicht in einem Sacke ver-

¹ A. a. 6528. Boborykin, Peter, aus Nishni-Nowgorod, geb. 15. Aug. 1836, chem. med. 1856—61, Journalist, war Redacteur einer russischen Zeitschrift (библиотека для чтения), Roman-schreiber, Mitarbeiter an den „Nowosti“ in Petersburg.

bergen“, das er später unter dem Titel „Die Phrasenurs“ umarbeitete. Das nächstfolgende Lustspiel „Der Einhöfer“ schrieb er auch noch als Student während der Ferien. Es erschien 1860 in der später (1863) von ihm übernommenen und bis 1865 herausgegebenen „Lesebibliothek“. Schon im Jahre 1862 erschien sein bekannter Roman „Auf den Weg“ mit Schilderungen aus dem dörflichen Leben; daran schloß sich, ebenfalls vielfach mit autobiographischen Reminiscenzen untermischt, eine lange Reihe von Romanen, Novellen, Erzählungen, Idyllen, Lustspielen und Dramen. Außerdem veröffentlichte Boborykin auch wissenschaftliche Werke. Er hatte in Dorpat Englisch getrieben und auf späteren ausgedehnten Reisen und Studien in Paris, Wien, Berlin u. die neueren Sprachen so vollständig erlernt, daß er sich frei in Rede und Schrift in der deutschen, französischen, englischen und italienischen Sprache bewegte. So hat er denn auch mehrere wissenschaftliche kleinere Werke französischer und englischer Sprache geschrieben und schon als Student in Dorpat gelehrte Schriften (z. B. das Lehrbuch der Chemie von Leman-Wolff und den ersten Band der Physiologie von Donders in Verbindung mit seinem Commilitonen W. Baffst) übersetzt. — Fernere Einzelheiten über sein Leben und Dichten bringt nebst seinem Bilde Nr. 49 der „Niwa“ vom 3. December 1892, woraus auch diese Notizen geschöpft sind.

Ganz der Neuzeit gehören zwei Dichter an, welche noch jetzt in Livland leben, Andreas Aſcharin¹, der formgewandte Uebersetzer Buschkinscher und Vermontowscher Dichtungen, und Victor v. Andrejanoff², der mit gleicher Meisterschaft die russische wie die deutsche Sprache handhabt.

In mehr vorübergehender Beziehung zu den Ostseeprovinzen haben gestanden der berühmte „Dichter der armen Leute“ Dostojewski, dessen Bruder in Reval Beamter war und der nicht minder berühmte, vor Kurzem verstorbene Verfasser des „Dblomow“ Gontſcharow, der im Sommer den rigaschen Badestrand zu besuchen pflegte und dem zu Ehren daselbst eine Straße „Gontſcharowſkaja“ benannt worden ist.

Doch greifen wir noch ein wenig zurück. Ein namentlich als gediegener Uebersetzer altklassischer Poesie hochverdienter russischer Dichter

Afanassij Afanassjewitsch Fet (Sſhenshin)

hat seine Jugendziehung in einer jener Privatlehranstalten und Pensionen, wie sie vor fünfzig Jahren für Livland so charakteristisch waren, erhalten

¹ A. a. 7988. Aſcharin, Andreas, aus Livland, geb. 12. Juni 1843, math. jur. 1865—74, grad. Student 1876. Lehrer der deutschen Sprache am Alexander- und Lomonossow-Gymnasium in Riga; Uebersetzer russischer Dichtungen. Coll.-Aff.

² A. a. 9977. v. Andrejanoff, Victor, aus Lambow, geb. 10. Juli 1857, oec. pol. 1876—77. Dichter und Journalist in Riga.

³ Reinholdt sagt von Fet: „Fet ist der eigentlich quietistische Sybarit der

und, ähnlich wie Pirogow, an seinem Lebensabend im vorvorigen Jahre seine Memoiren veröffentlicht. Auch hier treten uns gleich wieder alte, bekannte Namen entgegen.

Fets Vater, ein russischer Gutsbesitzer, hat den Dichter Shukowsky um Rath, wo er seinen Sohn erziehen lassen sollte; Shukowsky verwies ihn natürlich nach Dorpat und an Moier. Letzterer rieth, den Knaben in die im ganzen Lande wohlbekannte und hochgeachtete Krümmersche Schule nach Werro zu bringen. Fet hatte bei dem in Livland heute noch nicht vergessenen Pädagogen Mortimer ein Aufnahme-Examen im Lateinischen zu bestehen. Obgleich der zukünftige Uebersetzer von Horaz und Juvenal nach den Versicherungen seiner bisherigen Lehrer, russischer Seminaristen, die lateinische Grammatik so gut verstand wie die russische, machte ihm doch die Uebersetzung des Satzes: „Ich sage, daß du kommst“ erhebliche, ja unübersteigliche Schwierigkeiten. So kam denn der junge Russe nach seiner wissenschaftlichen Werthschätzung in die dritte Klasse, in Hinsicht auf seine körperliche und geistige Entwicklung aber wurde der „Tanzbär“ — so lautete sein liebenswürdiger Schulname — in die ältere Abtheilung gerechnet, und der junge Gutsbesitzer, der bisher „von Freiheit und Selbständigkeit geträumt hatte, sah sich inmitten von Angehörigen einer anderen Nationalität in einer Abhängigkeit, mit der seine Stellung zu Hause gar nicht verglichen werden konnte“.

Aber er lebte sich bald ein; die Kameraden erwiesen sich, kleine Neckereien und Prügeleien abgerechnet, als harmlose, gutmüthige Jungen. Fet lernte fleißig und machte vortreffliche Fortschritte; bald wurde er nach Secunda versetzt, die Ordinariatsklasse des von ihm schwärmerisch verehrten Lehrers der Mathematik Hultsch. Diesem schreibt Fet einen ganz besonders guten Einfluß auf seinen Charakter zu, er nennt ihn seinen „unvergeßlichen“ Lehrer; „er bildete den vollen Gegensatz zu meinen hölzernen Lehrern aus dem Seminar“. Hultsch gab in seiner Klasse auch Latein, täglich zwei Stunden, Vormittags Livius oder grammatische Uebersetzungsübungen, Nach-

russischen Poesie, eine ganze, poetische Natur. Nach den Objecten seiner Muse, die plastisch schön, aber marmorartig kalt ist, nähert er sich den Dichtern der Schule Petrarcas oder dem persischen Saadi, dem Sängere des Rosengartens — denn er singt (etwas eintönig) von Liebe, Genüssen und Frauenreizen und diese Liebe, diese Genüsse sind etwas Passives, Stillestehendes, der Genuß in seiner ruhigen Befriedigung. Aber auch Töne der Liebessehnsucht, der schwärmenden Empfindung schlägt Fet an und thut das mit einem Anflug echt deutscher Sentimentalität, die sich aber mit echt französischer Grazie paart. Die besten seiner Gedichte sind „Abende und Nächte“, die wieder an Ophelia, Melodien, Schneefelder.“ — Ein großes Verdienst erwarb sich Fet durch seine meisterhafte Uebersetzung des Horaz, Juvenal, des Faust und einiger Stücke von Shakespeare. Fet starb im 72. Lebensjahr am 21. November 1892 in Moskau.

mittags Vergil. In Geschichte und Griechisch bekennt Fet am wenigsten geleistet zu haben. Den französischen Unterricht erhielt Fet durch den Schweizer Simon aus Genf, der eingehend charakterisirt wird; als einen der gelehrtesten Lehrer der Anstalt rühmt er Eisenschmidt, der von 1835 bis 1844 an derselben wirkte. Der russische Lehrer Textor war ein großer Nimrod, von seinem Unterrichte war Fet dagegen weniger erbaut. Die russischen Lehrer waren für die Krümmersche Anstalt eben auch der wunde Fleck wie in so mancher privaten und öffentlichen Schule Livlands. Fets Schüler-Erinnerungen werden vielfach ergänzt und illustriert durch Eisenschmidts „Erinnerungen“ (Dorpat 1860); in letzteren heißt es S. 23: „Eines Tages war großer Jubel in der zweiten Klasse, der russische Lehrer hatte eine freie Ausarbeitung aufgegeben. Ein Schüler hatte den trojanischen Krieg beschrieben; aber nach seiner Beschreibung konnten die Griechen Troja nicht eher erobern, als bis ihnen Karl der Große seine Artillerie zu Hilfe schickte! Und das hatte der Lehrer ohne Rüge durchgehen lassen. Welchen Einfluß das auf seine Autorität hatte, kann man sich denken.“

Mit Fet waren noch vier andere Russen in der aus 70 Schülern bestehenden Anstalt. Bei der großen Entfernung des Elternhauses blieb Fet nicht nur während der kürzeren Ferien, sondern auch den Sommer über in dem verödeten Werro; da überschlich ihn wohl manchmal das Heimweh; als er einst zu Pfingsten über Neuhausen nach Petschur ins Pleskauische Gouvernement einen Ausflug machte, „da, als ich die Brücke überschritten hatte und mich auf russischem Boden befand, konnte ich der in meiner Brust lodernden Begeisterung nicht Herr werden: ich stieg vom Pferde und warf mich auf den Boden, um die heimatliche Erde zu küssen.“ In seiner Klasse „war Fet der einzige Russe, wußte aber seine Nationalität gegen die deutsche Umgebung mit eben so viel Geist wie Energie zu vertheidigen“, wie sein Lehrer Eisenschmidt in den „Erinnerungen“ mittheilt. Die Schulordnung verlangte, daß die Knaben dreimal wöchentlich während des Spazierganges sich nur russisch unterhielten, das fiel dem jungen Russen schwer, weil das Ohr des zukünftigen russischen Dichters durch die Aussprache der schwierigen russischen Laute von Seiten seiner Kameraden verletzt wurde, und als ihn einst Krümmmer mit nach Petersburg nahm und unterwegs und dortselbst sein westphälisches Russisch zum Besten gab, da mußte sich Fet trotz allen Respectes vor seinem geliebten und verehrten Director vor Lachen schütteln. Und geliebt und verehrt hat Fet seine Lehrer, vor Allem aber den Director, dessen Reden am Semesterschlusse dem begabten Schüler so zu Herzen gingen, daß er noch jetzt nach Verlauf von so vielen, vielen Jahren in der Lage ist, sie fast wörtlich wiederzugeben.

Mit dem schon mehrfach erwähnten Dichter Wojeikow und seinem

Sohne traf Fet in Werro, während seines Aufenthaltes bei Krümmner, in folgender Weise zusammen:

„Einst — es war im Winter — erschien in unserer Schule ein beliebter, vierschrötiger, schon etwas bejahrter Mann mit einem schwarzgelockten, hochaufgeschossenen Sohn, der wie ein Zigeuner aussah, bis zu seinem fünfzehnten Jahre in der Schweiz unterrichtet worden war und ein schwer verständliches Französisch näselte. Er kam bei uns trotz seiner Größe in die unterste Klasse. Sein Name war Wojeikow. Da sein Vater, der etwa eine Woche im Gasthause lebte, hörte, daß ich ein Russe sei, lud er mich mit seinem Sohne Sonntags zu sich ein. Dem Dichter war es offenbar angenehm, daß ich aus seinem „Narrenhause“ eine Menge Couplets auswendig wußte. Er bat, ich möchte mich für seinen Sohn interessieren, aber es kam wenig dabei heraus: der junge Wojeikow machte keine Fortschritte, weder in unserem Schul- und Kameradschaftsleben, noch in den Wissenschaften und wurde noch im Laufe desselben Jahres von seinem Vater aus der Schule genommen; sein späteres Schicksal ist mir unbekannt.“

Von seinen sonstigen Mitschülern erwähnt Fet mehr oder weniger ausführlich noch: Furcht, Mengden und Rahlen, die durch ihre Stärke bekannt und gefürchtet waren und dem „Tanzbär“ manchen Puff versetzten, bis derselbe sich einmal energisch auf die Hinterbeine setzte, — drei Fedorows aus Petersburg, Korobizyn, von dem Fet eine von der ganzen Klasse mit stürmischem Beifall aufgenommene Caricatur aus lauter Dreiecken zeichnete, den Polen Czichonowezky, Alfons Pereira, den Sohn eines russischen Artillerie-Obersten, geborenen Spaniers und in der Folge livländischen Gutsbesitzers durch seine Ehe mit einem Fräulein v. Wulf. Durch Letztere erhielt Fet eine Einladung für die Sommerferien und kam auch auf das Wulffsche Gut Serbigal, wo es die Feriengäste im Vollgefühl der Freiheit etwas arg trieben. Von sonstigen „Werrowitern“ werden noch der Bäcker Schleicher, bei dem die Jungen ihre Kringel kauften, und der Schuldiener Märt erwähnt, der auf dem von Schleicher arrangirten Schützenfeste am See, woran auch Anstaltslehrer, z. B. Hultsch und Textor, Theil nahmen, zu seinem eigenen und aller Anwesenden Erstaunen Schützenkönig wurde und als solcher sich stolz auf der Schützenscheibe zum Zelte tragen ließ.

Bald nahm Fet in Latein, Mathematik und Physik den ersten Platz ein und sollte nach Prima, der Ordinariatsklasse des hochgeachteten Pädagogen Mortimer, kommen — da erschien plötzlich sein Vater und nahm ihn aus der Schule. Fet trat in die Lehranstalt des berühmten Professors der Geschichte M. P. Pogodin in Moskau ein und überraschte beim Aufnahme-Examen durch seine Kenntnisse. Als Beljajew, der Lehrer der lateinischen Sprache, ihm die Aeneis vorlegte und Fet, ohne zu lesen, schlankweg vom

Blatte übersehte, schlug der Examinator das Buch zu, machte seinem Examinanden eine Verbeugung und sagte: „Ich vermag nicht, Ihnen lateinische Stunden zu geben.“ „In der Mathematik war es für mich völlig nutzlos,“ sagt Fet, „den mathematischen Stunden beizuwohnen, die ein gewisser Magister Chilkow in der Bogodinschen Pension erteilte.“ Nicht gering war das Erstaunen Fets, als ihm bei der Aufnahmeprüfung in die Moskauer Universität — Cornelius Nepos vorgelegt wurde, ein Schriftsteller, den er in Werro nur in der Hand von Quintanern gesehen hatte. Dieses Receptionsexamen, das der vor Kurzem aus Secunda ausgetretene Fet abzulegen hatte, fiel überhaupt glänzend aus, und voll freudigen Stolzes meldete der dankbare Schüler dies sofort seinem lieben Director nach Werro. „Wir sind Afanassij Afanassjewitsch Fet,“ sagt der Referent M. L. in der „Petersburger Zeitung“, „für die Veröffentlichung seiner Schulerinnerungen in der „Русская школа“ („Russ. Schule“) zu warmem Dank verpflichtet. Inmitten einer Zeit, in der die russische Presse den baltischen Schulen, wo sie irgend kann, am Zeuge zu flicken sucht, inmitten einer Zeit, in der die Schulen des baltischen Gebietes großen Veränderungen unterworfen werden, erzählt er schlicht, sine ira et studio, nur die Thatsachen reden lassend, wie es in einer livländischen Schule hergegangen, als der berühmte russische Dichter Afanassij Afanassjewitsch noch ein Knabe war. Es ist höchst fesselnd zu lesen, wie der Schüler als greiser Mann, als berühmter Dichter mit dankbarer Erinnerung von seinen ehemaligen Lehrern spricht. — Mehrere Lehr- und Erziehungsanstalten im baltischen Gebiete sind vor Kurzem geschlossen worden; mögen einst, wenn ihre Geschichte geschrieben wird, ihnen gleichfalls Historiographen erstehen, die nur ein Ziel verfolgen: die unparteiische Würdigung der Schule.“

Dr. F. Waldmann.



Zu berichtigen:

„Balt. Mon.“ 1893 S. 26 Z. 10 von oben lies: Ledebour statt Lebedour.

„ 30 „ 11 „ unten lies: Goebel st. Gebel.



Blumen am Wege.

So zieh' nach den Idealen aus,
Die das pochende Herz dir schwellen;
Und möge des Glückes Sonnenschein,
Mein Kind! den Weg dir erhellen!

Den Weg, wo bunte Blumen steh'n,
Nur einzelne, oft entfernte,
Die pflücke und sieh' zuletzt darin
Des Lebens gesammte Ernte.

Wer fasset das Ziel, das bis zur Gruft
Des Trachtens Leitstern gewesen? —
Die Freuden waren mit ihrem Duft
Nur Blumen, am Wege gelesen.

Ein himmlisches Bild uns gelockt hat,
Doch wenn es recht will glücken,
Der mag auf steinigem Lebenspfad
Die Blumen am Wege sich pflücken.

Und siehest du einen gebrochenen Mann,
Der pilgernd am Graben verschmachtet:
So wisse, ihm wankten die Kniee, weil er
Die Blumen am Wege verachtet.

Es findet aber die Blumen nur
— Ein Räthsel wohl mag das scheinen —
Wer auszog nach ganz anderer Spur,
Als nach den Blumen, den kleinen.

A u f J a v a .

Wenn auf den feinen Sand am Meeresstrande
 Die Woge plätschernd fällt und Möven zieh'n
 Um Javas immergrüne Küstenlande,
 Die den Europamüden sind verlieh'n;
 Wenn von des blauen Lotos Blütenrande
 Die Bienen zu den Mangobäumen flieh'n;
 Durch's Palmendach hinzittert Sonnenlicht:
 Lockt es dich nicht?

Wenn ungestört von unserm leisen Tritte
 Des Nachts den Liebesruf die Vögel tauschen,
 Der Kokila aus des Gebüsches Mitte
 Läßt solche Sehnsucht in den Liedern rauschen,
 Daß jeder Wanderer wohl hemmt die Schritte,
 Um ihren Zaubern sinnberückt zu lauschen;
 Der Mond durch Tamarindenzweige bricht:
 Lockt es dich nicht?

Wenn sich im Gras die schwarze Schlange windet
 Und lautlos unserm Fuße näher schleicht;
 Gebrüll in Dschungeln uns den Tiger kündigt,
 Der sich zum Sprung erhoben schlank und leicht;
 Wenn Mittagsgluth auf unsern Scheitel zündet,
 Eh' noch des Hauses Schatten ist erreicht;
 Wenn dann das Schiff zur Heimath ist in Sicht:
 Lockt es dich nicht?

G. v. G.





Klimatologische Betrachtungen mit besonderer Berücksichtigung Livlands.

Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns.
Schiller, Spaziergang.

Das Klima eines Landes ist einer der wichtigsten Factoren seiner Cultur. Ein Land, dessen natürliche Productivität verödet, sinkt auch in seiner culturellen Bedeutung herab, und wenn auch historische Fundamente und industrieller Fleiß auf längere Zeit das ersetzen mögen, was eine verarmende Natur zu versagen beginnt, so verkümmert doch die Blüthe menschlichen Fortschrittes schließlich in Gebieten, wo die Kraft des wirthschaftlichen Nährbodens versiegt.

Die Frage der Klimaveränderung ist daher nicht nur wissenschaftlich von hohem Interesse, sondern auch von einschneidendster nationalökonomischer Bedeutung, eine ganz besondere Wichtigkeit gewinnt sie aber für Landstriche, welche am Rande wichtiger Culturzonen belegen sind; dieser Fall trifft auch für Livland zu, indem es die Polargrenze des Obstbaues berührt und an diejenige des Wintergetreidebaues nahe heranreicht.

Nun ist bei uns zu Lande der Pessimismus bezüglich unseres Klimas ungemein verbreitet. Es giebt kaum Jemand, der nicht mit größter Entschiedenheit eine Klimaverschlechterung behauptet. Ist diese Anschauung berechtigt oder darf nicht am Ende mit größerer Wahrscheinlichkeit das Gegentheil angenommen werden?

Diese Frage auf Grund einer Betrachtung unserer historisch-geologischen Vergangenheit zu beleuchten, ist der Zweck nachstehender Zeilen.

Nach der kosmischen Entwicklungstheorie, wie sie vom unsterblichen Kant zuerst aufgestellt wurde, entstand die Erde und alle übrigen Planeten des Sonnensystems aus einer rotirenden Nebelmasse von großer Wärme.

Mit fortschreitender Abkühlung, durch Ausstrahlung in den Weltraum, wuchsen Rotationsgeschwindigkeit und Contraction und veranlaßten dadurch die Bildung von concentrischen Ringen, welche in einzelne Körper — Planeten — zerfielen, die wieder ihrerseits auf dem Wege der Ringbildung neue Körper — Trabanten — entstehen ließen. Daher rotiren sämtliche Planeten in derselben Richtung um die Sonne und ihre eigenen Achsen und in nahezu gleicher Ebene. Die stetig fortschreitende Abkühlung ließ die Weltkörper je nach ihrer Größe früher oder später erkalten, welchem Schicksal natürlich auch unsere Erdkugel unterliegen muß, wengleich wir annehmen dürfen, daß gegenwärtig die erhärtete Erdoberfläche nur erst wie eine dünne Kruste die feurigflüssige Masse umhüllt. Nachdem die Oberfläche so weit erkaltet war, daß sich das Wasser in flüssiger Form niederschlagen konnte, begann die Bildung der geologischen Formationen¹, indem sich durch Schwankungen der Erdoberfläche und den dadurch bedingten Wechsel von Land und Wasser, Gesteinsschichten aus den Niederschlägen des Wassers absetzten. Dank den in allen diesen Lagerungen je nach dem Reichthum der Epoche und je nach der Günst der conservirenden Umstände mehr oder weniger zahlreich eingeschlossenen pflanzlichen und thierischen Ueberresten vermögen wir nun nicht nur das relative Alter jeder Formation zu bestimmen, sondern auch auf den klimatischen Charakter derselben zu schließen. Und da scheinen die bisherigen Untersuchungen zu erweisen, daß während der älteren Formationen klimatische Unterschiede der Breitengrade nicht vorhanden waren. Die Steinkohlenformation führt unter den Wendekreisen dieselben Pflanzenarten wie unter dem 79° n. Br. Erst im Tertiär hat man Klimazonen deutlich erkannt und schloß daraus, daß die Eigenwärme der Erde bis dahin noch so mächtig gewesen sei, daß die Wirkung der Sonnenwärme noch nicht in Betracht kam. Dieser Standpunkt ist jedoch von den meisten neueren Geologen bereits verlassen worden, und zwar vornehmlich aus physikalischen Gründen. Ist doch in der That die mit organischen Stoffen bedeckte Erdoberfläche ein so schlechter Wärmeleiter, daß eine tropische Erwärmung der Luft einen für die Pflanzenwurzeln zu heißen Boden vorauszusetzen zwang. Aber auch alle anderen Erklärungsversuche für die Gleichartigkeit der Erdklimata früherer Epochen, wie z. B. die Annahme einer noch nicht so contractirten, also durch ihre Größe auch die Pole länger beschheinenden Sonne, oder einer früher viel dichteren, den Wärmeverlust verhindernden Atmosphäre, oder einer größeren Wärme des in früheren Zeiten von unserem Sonnensystem durchwanderten Weltraumes — sie franken ebenfalls an unlösbaren Widersprüchen. Ja, wenn man auch — und wohl mit Recht — annähme,

¹ Die Laurentische, Cambrische, silurische, devonische, Steinkohlen-, permische, Trias-, Jura-, Kreide-, Tertiär- und Quartärformation.

daß die analogen Formationen nicht gleichzeitig existirt haben, also beispielsweise die Steinkohlenflora Spitzbergens allmählich mit der Abkühlung der niederen Breiten in letztere eingewandert sei, so bleibt es doch räthselhaft, wie die polaren Länder mit ihrer langen Winternacht — unter dem 79° n. Br. etwa 4 Monate während — ganz die gleichen Pflanzenarten erzeugen konnten, wie die Wendekreisländer mit täglichem Lichtwechsel. Ähnliche Bedenken müssen gegen die Hypothese einer früher senkrecht zur Erdbahn gestellten Erdochse erhoben werden. Erwägen wir schließlich, daß auch die Annahme einer Polverschiebung, mag sie auch aus paläontologischen Gründen Manches für sich haben, astronomisch sehr unwahrscheinlich erscheint, so müssen wir constatiren, daß die Wissenschaft zur Lösung der Frage nach den alten Klimaten positive Fortschritte noch nicht gemacht hat. So viel aber wissen wir, daß die theoretisch unzweifelhafte Erkaltung der Erde und der Sonne jedenfalls in einem so langsamen Tempo vor sich geht, daß das Menschengeschlecht von derselben wohl nicht mehr berührt werden wird.

Ein viel greifbareres Interesse bieten der Menschheit aber derartige anscheinend plötzliche Unterbrechungen der allmählichen kosmischen Entwicklung, wie sie in der älteren Quartärzeit — dem Diluvium — über Nordamerika und Europa hereinbrachen. Während dieser Epoche bedeckten sich diese Erdtheile mit einer fast ununterbrochenen Gletschermasse und ging die hochentwickelte tertiäre Flora und Fauna hier unter. Die Frage, ob wir nicht einer neuen Eiszeit entgegengehen, liegt um so mehr nahe, als unzweifelhaft mehrere Eiszeiten nachgewiesen sind. Ueberdies macht das Phänomen bei oberflächlicher Betrachtung, wie gesagt, so sehr den Eindruck einer plötzlichen Katastrophe, daß es füglich nicht Wunder nehmen kann, wenn der Laie vorausgesetzte oder wirklich beobachtete Klimaveränderungen dem Herannahen einer neuen Eiszeit zur Last zu legen liebt.

Trotz allen in letzter Zeit ganz besonders eifrigen Studiums der Geologen und Klimatologen ist die Eiszeitfrage nach wie vor noch ungelöst. Wenn es auch nicht bezweifelt werden kann, daß das Vorrücken der Gletscher und des Polareises durch Temperaturerniedrigungen und daraus resultirende Niederschlagszunahmen verursacht wurde, so bleibt doch die Frage nach der Ursache solcher Wärmeabnahme bestehen. In jüngster Zeit hat Brückner¹ die Ansicht vertreten, daß, da Glacialbildungen periodisch und gleichzeitig auf der ganzen Erde aufgetreten seien, die Ursachen der Wärmedepression nicht tellurischer Natur sein könnten. Dem gegenüber wäre hervorzuheben, daß die Gleichzeitigkeit der Glacialerscheinungen der ganzen Erde oder auch bloß der nördlichen Erdhälfte noch nicht erwiesen ist, somit auch die bisher

¹ Klimaschwankungen seit 1700, von Dr. Eduard Brückner, Wien 1890.

allgemeinere Anschauung, daß die Eiszeiten durch Erdoberflächenschwankungen bedingt wurden, nicht beseitigt worden ist. Vergewärtigen wir uns, daß das Eismeer während der Eiszeit sich bis nach Mitteleuropa erstreckte und demgemäß enorme Landmassen der Sonnenbestrahlung entzog, daß Grönland auch noch gegenwärtig unter Gletschern begraben liegt, obgleich seine Südspitze den 60° n. Br. erreicht, so verliert die Erscheinung viel von ihrer Räthselhaftigkeit. Da aber ferner Scandinavien, Finnland und Nordrußland sich seit der Eiszeit stetig heben, so entfernt sich auch damit Europa mehr und mehr von den Bedingungen neuer Vergletscherungen. Nun begegnet man freilich nicht selten der Ansicht, es könne der Golfstrom während der Eiszeit eine andere Richtung oder geringere Intensität besessen haben, und sei es ja nicht undenkbar, daß eine ähnliche Ablenkung oder Abschwächung auch jetzt wieder eintreten könne. Dem gegenüber ist einmal zu bemerken, daß der Golfstrom vor Allen ausgleichend auf das Klima wirkt, daß also Europa durch den Verlust des Golfstromes wohl viel kältere Winter, aber auch entschieden wärmere Sommer erhalten, das heißt continentaler und damit der Vergletscherung ungünstiger werden würde. Andererseits aber ist es fast unzweifelhaft, daß der Golfstrom bereits während der Eiszeit in derselben Richtung und Stärke vorhanden war, denn nur daraus ist es zu erklären, daß die Eisbedeckung in Nordamerika um eben so viel weiter nach Süden sich erstreckte als in Europa, wie jetzt solches mit den mittleren Jahrestemperaturen der Fall ist.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die klimatischen Veränderungen der Diluvialepoche, so erhalten wir an der Hand der neuesten Forschung folgendes Bild.

Während der ersten posttertiären Eiszeit war, wie erwähnt, das ganze nördliche Europa vom Ural bis tief nach Mitteldeutschland hinein von einer großen Eismasse bedeckt, aus welcher Britannien und Scandinavien als Centren emporragten. Das Klima mag vielleicht im Mittel nicht kälter, als Südgrönland es jetzt ist, gewesen sein, aber den verhältnißmäßig milden Wintern entsprachen sehr kalte, feuchte Sommer, so daß nur die alpinen Floren des Tertiärs auf eisfreien Hängen diese Umwälzung überleben konnten, während sich die übrigen tertiären Pflanzen und Thiere nach Süden und Osten zurückzogen oder zu Grunde gingen. Mit der darauf wieder eintretenden Bodenerhebung und dem Abschluß vom Polarmeere erwärmte sich Nordeuropa wieder; das Eis zog sich allmählich zurück, die Gewässer verliefen sich, Thiere und Pflanzen wanderten wieder ein. Entsprechend dem noch kalten Sommer breiteten sich zuerst alpine und arktische Flora und Fauna aus. Nordische Moose, Flechten, Haidekräuter und Weidenarten bedeckten das nebelreiche feuchtkalte Land mit Moosmorästen und Tundren,

in denen Lemming, Rennthier, Bielefraß, Eisfuchs, Moschusochs und wahrscheinlich auch schon Mammuth und Nashorn hausten. Mit fortschreitender Erwärmung nahm die Trockenheit zu, und als schließlich Britannien sich mit dem Continent vereinigte, die Nordsee bedeutend zusammenschrankte und zwischen Scandinavien und Grönland sich über Island vielleicht eine Brücke bildete, gewann Mitteleuropa, nachdem inzwischen ein gemäßigtes Waldklima den Uebergang gebildet hatte, einen so continentalen Charakter, daß sich die asiatische Steppe bis weit in das westliche Deutschland erstreckte, eine Thatsache, die durch den Nachweis einer typischen Steppenfauna — Springhase, Ziesel, Saigaantilope, wildes Pferd u. — durch Nehring¹ über allen Zweifel erhoben worden ist. Allmählich entstand aber wieder eine rückläufige Bewegung. Die Continente senkten sich wieder, das Klima wurde feuchter und schließlich trat sogar partiell eine nochmalige Vergletscherung ein.

Schon vorher war der Mensch bereits aufgetreten, man hat die Spuren seiner Thätigkeit an den Ueberresten von Höhlenbären- und Mammuthknochen, welche unzweifelhaft interglacial sind, sicher constatirt. Auch diese zweite Eiszeit schwand vor dem wieder zunehmenden continentalen Charakter des Klimas dahin, und da sie überhaupt nur insular aufgetreten zu sein scheint, so konnten Flora, Fauna und Mensch verhältnißmäßig rasch von dem in allen seinen Theilen wieder bewohnbar gewordenen Lande wieder Besitz ergreifen. Die Zeit der Höhlenbären, der Höhlenhären, des Mammuth u. a. m. hatte sich bereits überlebt, aber noch lebten das wilde Pferd, das wilde Kind, das Rennthier, das Elenn, der Riesenhirsch und vielleicht auch noch das Nashorn in dieser grauen Vorzeit, in welcher die Menschheit mit dem sogenannten Steinzeitalter auf der bis zur Gegenwart ununterbrochenen Culturentwicklung die erste Sprosse erklomm.

Mag man die Ursachen dieser diluvialen Klimaschwankungen in Oscillationen der continentalen Configuration oder außertellurischer Wärme-factoren sehen, jedenfalls kann nach den neuesten Forschungen eines Blytt², Brückner, Drude³, Engler⁴, Köppen⁵, Nehring, Petersen⁶ u. a. m. darüber kein Zweifel bestehen, daß die klimatische Entwicklung der Quartärzeit den geschilderten Verlauf genommen hat und daß die Gegenwart sich in der

¹ Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, von Dr. A. Nehring, Berlin 1890.

² Die Theorie der wechselnden continentalen und insularen Klimata von A. Blytt.

³ Handbuch der Pflanzengeographie von Dr. D. Drude, Stuttgart 1890.

⁴ Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt von Dr. A. Engler, Leipzig 1879.

⁵ Geographische Verbreitung der Holzpflanzen des europäischen Rußlands und des Kaukasus von Fr. Th. Köppen, Petersburg 1889.

⁶ Die Lepidopterenfauna und die Eiszeit von W. Petersen, Petersburg 1888.

Uebergangsperiode vom Waldklima zu einer neuen Steppenzeit befindet. Berücksichtigen wir ferner, daß, so weit menschliche Ueberlieferung zurückreicht — in Egypten, China und Indien viele Jahrtausende — einerseits sich bestätigt, daß keine Temperaturdepression stattgefunden hat, andererseits aber wohl eine Trockenheitszunahme, jedoch kaum eine merkbare Temperaturerhöhung zu constatiren ist, so wird man in Anbetracht dieser so enorm langsam vor sich gehenden Entwicklung und da überdies die Wärmebewegung sich in steigender Tendenz befindet, wohl eingestehen müssen, daß die Menschheit sich der Furcht vor der — immerhin noch nicht als nothwendig erwiesenen — nächsten Eiszeit ruhig ent schlagen kann; und sollte der Gedanke, daß nach einigen Jahrtausenden die ganze menschliche Cultur der Gefahr der Vereisung entgegenginge, auf ein in dieser Cultur den höchsten Inhalt des Menschenlebens erblickendes Gemüth doch nicht ohne Eindruck bleiben, so giebt es auch dafür noch den Trost, daß die Menschheit in dieser unabsehbar langen Zeit die Naturkräfte sich so weit dienstbar gemacht haben mag, daß sie auch gegen eine neue Eiszeit gewappnet ist.

Wir wenden uns jetzt unserem Heimathlande zu und wollen prüfen, wie weit dasselbe an dieser geologischen Entwicklung, der es im Allgemeinen natürlich mit unterworfen war, auch bezüglich der einzelnen Phasen Theil genommen hat, wobei wir jedoch vorausschicken müssen, daß hier der Forschung noch ein sehr großes Arbeitsfeld vorbehalten ist.

Zuvörderst wäre zu betonen, daß hier zu Lande zwei Vereisungen bisher noch nicht constatirt worden sind. Wie schon oben bemerkt, trägt die Diluvialperiode der baltischen Tieflande durchaus den Charakter mariner Bildung¹ und fehlen die Spuren von Gletschern im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn nun einerseits hieraus geschlossen werden darf, daß die Vereisung hier vorwiegend der Invasion des Polareises zugeschrieben werden muß, und andererseits eine zweimalige Senkung unseres Gebietes nicht erwiesen ist, so ergibt sich daraus die Wahrscheinlichkeit, daß hier während der jüngeren Eiszeit keine Berggletscherung stattgefunden hat. Nichtsdestoweniger mußten sich die Einflüsse, welche in benachbarten Ländern neue Glacialbildungen hervorriefen, auch hier geltend machen, und zwar in der Herbeiführung eines feuchten gemäßigt-kühlen Klimas. Verfolgen wir, von solcher Anschauung ausgehend, die baltische Quartärentwicklung, so stellt sich das Bild etwa folgendermaßen dar: Hebung des Bodens, Schwinden der Wasser- und Eismassen, Glacialflora (*Salix polaris*, *Betula nana*), Tundrenzzeit (Rennthier, Bielfraß), Continentalzeit (Mammuth, Rhinoceros, Auerochse), Uebergangszeit (Einwanderung der Birke, Espe, Eiche und der

¹ Geologie von Liv- und Kurland, von Dr. C. Grewingf, Dorpat 1861.

übrigen Laubhölzer), atlantische Zeit (Einwanderung der Fichte), Gegenwart (Uebergangsklima zu einer neuen Continentalzeit). Uns will es scheinen, daß nicht nur unsere Funde fossiler Thier- und Pflanzenreste, sondern auch die Gestaltung unserer gegenwärtigen Waldflora für solche Annahme sprechen. Die jetzt fast allgemein verbreitete Fichte¹ konnte ihre Herrschaft unzweifelhaft erst in einem feuchten Klima begründen, da sie Trockenheit der Luft nicht verträgt. Die Laubhölzer, insbesondere Espe, Eiche und Birke sind in dieser Beziehung viel anspruchsloser, sie werden also nach der (der mitteleuropäischen Steppenzeit entsprechenden) Continentalzeit zuerst eingewandert sein und im Verein mit der Kiefer sich sämmtlichen productiven Bodens bemächtigt haben. Erst als die Atmosphäre ein gewisses Feuchtigkeitsmaß erreicht hatte, konnte die Fichte eindringen. Mit der Zunahme der Niederschläge wuchsen die Ströme und stehenden Wasserbecken an. Steile Hänge wurden vielfach unterspült und die darauf stockenden Wälder im Strombett oder in überschwemmten Niederungen abgesetzt. Hier blieb das Eichenholz wegen seines Gerbstoffgehaltes am besten conservirt und wird als Schwarzeichenholz² vielerorts in Menge gefunden. Eine große Anzahl Seen, Flüsse und Moore mag erst in dieser atlantischen Klimazeit entstanden sein. Als jedoch die letzten Spuren der zweiten Eiszeit in Europa schwanen, begann auch hier die Luftfeuchtigkeit abzunehmen, es bildete sich das Uebergangsstadium von maritimem zu excessivem Klima heraus, in welchem wir Livland zu Anfang der historischen Zeit finden. Hat sich nun seither unser Klima verändert?

Zunächst können wir constatiren, daß die ältesten Nachrichten über hochnordische Länder auf keine Klimaveränderung schließen lassen; beispielsweise wird Island von Tacitus, Plinius, Saxo Grammaticus und Adam von Bremen genau so geschildert, wie es der Gegenwart entspricht, ja Plinius giebt sogar die Entfernung des sommerlichen Packeises von der isländischen Nordküste mit den gegenwärtigen Verhältnissen übereinstimmend an. Specielle Aufzeichnungen über Livlands Klima giebt es leider nur ganz vereinzelte. In einer Urkunde vom Jahre 1318 heißt es: *cum hiemali praecipue tempore regionis illius pelagus tempestatibus informat, gelu rigescat, nec possit quomodo navigari.* Im Jahre 1381 schreibt Heinrich von Langenstein: *item Livonia est regio polaris, in tempestate frigida, grossi aëris.* Solche Bemerkungen berechtigen natürlich nicht zu irgend

¹ Ueber das Wandern der Fichte von mag. J. Klinge, Dorpat 1892.

² Die schwarze Farbe des Schwarzeichenholzes rührt nicht — wie vielfach irrtümlich angenommen wird — von einem vorgefahrenen Humifizierungsproceß her, sondern ist durch Verbindung der Gerbstoffe mit eisenhaltigem Wasser — zu Tinte — entstanden, wovon sich Jedermann leicht durch Benetzen von Schwarzeichenholz mit Salzsäure überzeugen kann.

welchen zuverlässigen Schlüssen, ja selbst wenn W. Chr. Friebe im Jahre 1794 schrieb: „Seit Jahrhunderten ist das hiesige Klima milder geworden, wenn wir nicht alle historischen Nachrichten verwerfen wollen; keine allmächtigen Fröste bedecken seit langer Zeit mehr die ganze Ostsee mit Eis, und keine Wanderungen geschehen mehr von Livland nach Schwedischen Küsten auf der erhärteten Ostsee“ — so müssen wir dem gegenüber hervorheben, daß kalte Perioden auch in der Gegenwart vorkommen und als wirklich maßgebend nur die historisch constatirten und in ihren Ursachen richtig verstandenen Veränderungen von Vegetationsgrenzen angesehen werden dürfen.

Da ist nun vor Allem darauf hinzuweisen, daß der Getreidebau sich bezüglich der angebauten Getreidearten nur darin verändert hat, daß der Winterweizenbau in jüngster Zeit hinzukam und daß die Erntesicherheit zugenommen hat. Aus der ganzen einschlägigen Literatur gewinnt man den entschiedenen Eindruck, daß im Mittelalter die Ernten sehr oft „verfraureten“. Da aber damals weniger Wald und Morast vorhanden war als jetzt, so kann man daraus auf eine Klimaverbesserung schließen. Man hat jedoch häufig aus dem Verschwinden des Wein- und Hopfenbaues das Gegentheil ableiten wollen. Darauf ist zu entgegnen, daß der Hopfen auch jetzt hier überall vortrefflich gedeiht und erst die verbesserte Communication und die große Production des Auslandes den hiesigen Anbau aufhören ließen. Was aber den fraglichen Weinbau betrifft, so läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß im Mittelalter, wie in Norddeutschland, so auch in Livland Wein gebaut wurde. Da das erzielte Product aber jedenfalls sehr geringwerthig war, so verschwand der Weinbau mit fortschreitender Communication, d. h. mit der Möglichkeit des Bezuges aus südlicheren Landstrichen. Auch mag die Zunge unserer Altvorderen nicht so verwöhnt gewesen sein, wie die unserige. Immerhin ist es nicht uninteressant, daß Mönche und Ordensritter — sie wußten noch nichts von dem Unterschiede der rheinischen und livländischen Vegetationszeit — in der ersten Zeit bei Begründung eines Hofes resp. einer Burg fast nie vergaßen, zugleich einen Weinberg anzupflanzen; ob sie auch was ernteten, wird freilich leider nirgends berichtet. Nur eine einzige Notiz gelang es uns in unserem Urkundenbuche darüber zu finden; im Jahre 1417 schreibt der Comthur von Windau an den Hochmeister: „Wolde juwe erwidicheit mi noch den schaden uprichten edder doch ein vettken Tornsches wiines darvor senden, den ik um juwer erwidicheit willen mochte drinken, dat sege ik gerne, wente de wiin jarlingf hir nicht is gedegen.“ Wie schon bemerkt, ist die Depression der Weinbaugrenze nur auf wirthschaftliche Ursachen zurückzuführen; in Wirklichkeit ist das Klima Europas dem Weinbau eher günstiger geworden, indem, wie Brückner nachweist, seit Mitte des 16. Jahrhunderts eine Verfrühung der Weinernte statt-

gefunden hat. Kann somit ein durch klimatische Ursachen bedingter Rückgang der Culturzonen nicht behauptet werden, so gilt solches in gleichem Maße für die natürliche Vegetation. Hier ist es vor Allem die Eiche, welche dank ihrer mythologischen, ästhetischen und ökonomischen Bedeutung und vermöge ihrer unverwüßlichen Dauer in lebendem wie in subfossilem Zustande seit jeher Gegenstand eines besonderen Interesses gewesen ist und daher bis zur allgemeinen botanischen Erforschung unserer subfossilen Flora den einzigen Anhaltspunkt abgiebt; da aber die Eiche bekanntlich in früheren Zeiten in Livland viel häufiger war und gerade aus diesem Umstande vielfach auf eine Klimaver schlechterung geschlossen wird, so haben wir um so mehr Grund, nach der Ursache des Verschwindens der Eiche zu forschen.

Nun hat uns bereits vor 70 Jahren A. von Löwis in seiner verdienstvollen Monographie „über die ehemalige Verbreitung der Eichen in Liv- und Ehstland“ auf Grund historischer und botanischer Untersuchungen darauf hingewiesen, daß das Zurückweichen der Eiche nicht durch eine Klimaveränderung verursacht worden sei. Dem genannten Autor waren aber gewisse wichtige pflanzenphysiologische Momente unbekannt. Wie schon oben hervorgehoben, besitzt die Eiche nebst einigen anderen Gehölzarten eine große Widerstandskraft gegen Trockenheit der Luft und Hitze. In allen excessiven Klimaten, den Steppen und Prärien Südrußlands, Amerikas und Ostasiens spielen deshalb Eichen (nebst Pappeln, Birken und Kiefern) eine wesentliche Rolle. Wir können daher vermuthen, daß die Eiche auch hier zu den ersten Einwanderern nach der mitteleuropäischen Steppenzeit gehörte. Wegen ihrer Ausdauer mag sie auf allen besseren Böden Alleinherrscherin geworden sein. Sie hätte sich diese Stellung unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn nicht mit Zunahme der Luftfeuchtigkeit weniger lichtbedürftige Gehölze, Ahorn, Linde, Erle, Esche und schließlich die Fichte, eingewandert wären. Nicht das atlantischer sich gestaltende Klima an sich war es, was die Eiche zurückdrängte — vermag sie doch im gemäßigten feuchten Schottland ebenso zu gedeihen wie im excessiven trockenen Südrußland — sondern die dadurch ermöglichte Concurrrenz anderer Holzarten. Es würde zu weit führen, diesen Proceß aus analogen noch in der Gegenwart sich abspielenden Vorgängen nachzuweisen, jedem Botaniker ist er ohnedies eine feststehende Thatsache. Hingegen muß betont werden, daß, dank dem allen unseren einheimischen Holzarten zukommenden Vermögen, auch unter noch so großer Luftfeuchtigkeit direct nicht zu leiden, der Wechsel der Waldvegetation sich nur sehr allmählich vollziehen konnte. Ja, wir stehen nicht an zu vermuthen, daß noch jetzt der größere Theil der für die Eiche geeigneten Bodenarten von ihr beherrscht würde und durch das nunmehr wieder trockener bzw. excessiver werdende Klima das Vordringen der Schattenholzarten, insbesondere der Fichte, eine

merkliche Verlangsamung erfahren würde, wenn nicht seit Beginn unserer historischen Zeit die Hand des Menschen den natürlichen Gestaltungsproceß in einschneidendster Weise beeinflusst hätte. Noch bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, also während Livlands goldenen Zeitalters, als entsprechend einer größeren Bevölkerung und höheren Cultur das Waldareal nicht unerheblich geringer war, als in der Gegenwart, muß die Eiche sehr verbreitet gewesen sein. Kirchen und Burgen wurden oft aus Eichenholz gebaut; die Grenzbäume waren meist Eichen; fast alles Werkzeug und Holzgeräth in Stadt und Land scheint aus Eichenholz gefertigt worden zu sein. Besonders bezeichnend ist auch das damals noch häufige Vorkommen von Schwarzwild, schreibt doch Dionysius Fabricius in seiner Chronik: *aprorum et ursorum aliquibus in partibus magna multitudo, ut subinde agmina eorum videas.*

Die den Untergang livländischer Selbständigkeit herbeiführenden Kriege änderten dieses Bild bald vollständig. Die früheren Ackerfluren bedeckten sich mit Wald, aber nicht mit Eichen, sondern mit leichtsamigen Nadelhölzern (Espe, Birke, Weißerle), Versumpfungen und Waldbrände mögen viele Eichenbestände vernichtet haben. Während der schwedischen Zeit hatte dann das Eichenholz offenbar bedeutend an Geldwerth zugenommen, denn die in 80er Jahren des 17. Jahrhunderts hereinbrechende Unsicherheit privater Eigenthumsrechte scheint zu einer fieberhaften Ausnutzung desselben geführt zu haben. Ein trauriges Bild, das aber an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, erhält man aus den meist noch vorhandenen Wackenbüchern vom Jahre 1690, da in denselben der Eichenwald specielle Berücksichtigung erfuhr. Wir lassen nachstehend die Notizen für die Güter Südlivlands folgen. In der Rubrik „Eichenwald“ findet sich die lakonische Bemerkung „Nichts“ oder „Keiner“ bei folgenden Gütern: Zarnikau, Hinzenberg, Keckau, Bersmünde, Pulkarn, Kirchholm, Uexküll, Lindenbergh, Borcowitz, Turfahn, Pröbstingshof, Rodenpois, Podefay, Henselshof, Planup, Schillingshof, Nurmis, Lemburg, Marzingshof, Wittenhof, Klingenberg, Sudden, Suddenbach, Adamshof, Kaltenbrunn, Nachtigall, Strömbergshof, Schliepenhof, Baldingshof, Siggund, Wattram, Raipen, Laubern, Saadsen, Fistehlen, Weißensee, Hohenheide, Taurup, Roemershof, Clauenstein, Stockmannshof, Grütershof, Dhselshof, Dgershof, Lemsal, Nabben, Septküll, Eck, Napküll, Kalnemoise, Nötikenshof, Blumenhof, Wilkenpahlen, Blumbergshof, Pehalg, Teutschenbergen, Grothusenhof, Hohenberg, Sustell, Schujen, Kudling, Sermus, Rodenhof, Löfern, Lubey, Erlaa, Zummerdehn, Zirsten, Fehgen, Burtneck, Ranken, Saulhof, Lisden, Wreden Hof, Heidefenshof, Bauenhof, Wilsenhof, Ottenhof, Wohlfahrt, Sackenhof, Wrangellshof, Wittkop, Wolmarshof, Kokenhof, Raugershof, Muremoise, Mojan, Strickenhof, Lenzenhof, Duckern, Dubinsky, Spahrenhof, Kamelshof, Kamogky, Drobbusch.

Nähere Auskünfte bezw. Motivirungen finden sich für folgende Güter verzeichnet; unter der Rubrik „Eichenwald“ heißt es bei:

- Dahlen: „keiner mehr übrig, denn was vor deme gewesen, sey ausgenüzet.“
- Hilchenshof: „nichts als einzeln Bäume an der Aa.“
- Allasch: „an der Lemberg'schen und Schöneck'schen Gränze etwas an einzelen Bäumen.“
- Segewold: „kein außer einzelen Bäumen, die nicht viel dienlich sind.“
- Mitau: „einzele Bäume zur Hofesnothdurfft allein.“
- Fossenberg: „einige knastige einzele Bäume.“
- Schöneck: „nur einige unnützliche Bäume.“
- Jürgensburg: „einzele Bäume zur Benöthigung, werde aber daraus nichts zu Gelde gemacht.“
- Sunzel: „schlecht und nur einzele Bäume; der rechte Waldt nach der Dger ist vor Jahren durch den Buschbrandt ruiniret.“
- Altenwoga: „zur Benöthigung der Wirthschaft.“
- Fehren mit Essenhof: „wenig und nur einzele Bäume.“
- Kennewaden mit Ringemundt: „nach der Dger und nach der Sunzelschen Grenze, und sey die Jahre, so lange sich die itzigen Leute erinnern können, darinnen doch nur allein Klappholz gearbeitet, biß Anno 87 exclusive. Die Quantität des Klappholzes, so geschlagen, weiß Niemand umbständlich zu berichten.“
- Groß-Jungfernhof: „von untauglichen und jungen Bäumen weil biß 83 von denen damaligen Erbherren zu Schiffsholz ist ganz ausgearbeitet worden.“
- Ascheraden: „wenig und nur junge Bäume, weil selbiger vor der Reduction ausgearbeitet worden.“
- Langholm: „nicht, nur einzele Bäume hin und wieder; sey vor Jahren ausgearbeitet worden von den alten Erbherren.“
- Kokenhusen: „welcher nach Hirschhoff hin und hinter Kroppenhof belegen, soll mehrentheils vor der Reduction sehr ausgenüzet seyn, und was itzo vorhanden entweder untauglich oder jung Holz seyn.“
- Kroppenhof: „anizo wenig guh'ts, und nur knastige oder junge Bäume, weilen die besten Eichen zu des Seel. Oberst-Lieut. Kampenhagens Arende Zeit zu Aschtonnen in großer Quantität aufgehauen, auch vor vier Jahren zu des Amtmanns Ebels Zeit der H. Oberster Cronstern vermittelst gemachten Contract mit dem damaligen possessore Lawenstein zu Schiffsholz 98 Stämme laut beygebrachten Stocke von dem Starost

Kannipan Hinrichs auch vor dem, so aber ihnen unwissend wieviel es gewesen, aufarbeiten lassen.“

- Bewersshof: „vor der Reduction ausgenützet und sey das, was vorhanden ist, entweder untauglich oder Jungholz.“
- Ronneburg: „ist beim Schloße und darunter gelegenen Höffen, wie wohl gar weit abgelegen, soviel vorhanden als man zu bedürftigen Vier Tonnen und Butter Vierteln bey den Höffen gebrauchet; der Dhrt heißet Tomascht, welcher durch den schädlichen Busch- und Waldt-Brandt aber sehr geschwächt und meistentheils verdorben.“
- Serben mit Drosstenhof: „wahre anders nicht als in einer Gegend so Tomascht geheißten zur Hofesnothdurfft, worin doch der Buschbrandt großen Schaden gethan.“
- Bilskenshof: „giebts bey diesem Guthe kein, es sey denn das hin und her Einzelne Bäume zu finden wahren.“
- Serbigall: „giebts bey diesem Guthe nicht, sondern nur Einzelne hohle Bäume.“
- Neuhof: „sey etwas und zur Nothdurfft, so das man Tonnen und ander nötiges Hausgeräth haben könnte.“
- Ramkau: „giebts auch etwas alhie und würde dasselbe nur zu nothwendigem Hausgeräth und Vier Tonnen gebrauchet.“
- Talkenau: „der Starosten Aufzage nach, wahre nicht mehr, als am Dhrt Augst Kappe genandt vorhanden, da nichts mehr als nur Brackwerk gebe und köndte keine sonderliche Eichene Gefäßer davon gemacht werden.“
- Trikaten: „es wären keine große Eichen vorhanden, nur bei der Ka findet man einige junge, doch sehr sparfahm.“

Für die übrigen Güter Südlivlands stand uns das Wackenbuch von 1690 leider nicht zur Verfügung; wir dürfen jedoch annehmen, daß wir daraus kein abweichendes Bild erhalten hätten. Die Eichenwälder Livlands waren also dahin, an ihnen gab es bereits vor dem nordischen Kriege „nichts mehr zu zerstören“.

Erwägen wir ferner, daß in allen durchplänterten Waldestheilen die Fichte eindrang, daß die durch den nordischen Krieg verödeten Culturländereien und geschaffenen Brandflächen sich mit der leichtsamigen Birke und Espe überzogen, daß eine Wiederverbreitung der Eiche nur längs den Flußthälern stattfinden konnte, wo das fließende Wasser die Samen verschleppte, und schließlich daß die Getreidecultur sich von jeher zuerst desjenigen Bodens bemächtigte, „da Eichenbäume gestanden“, — so wird es klar, daß hier nach klimatischen Ursachen zu suchen verfehlt wäre, ja wir

müssen füglich staunen, daß sich die Eichen Livlands trotz aller Unbillen in solcher Zahl und Stattlichkeit bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Mögen sie ihr stolzes Geschlecht in eine bessere Zeit hinüberretten!

Schon oben haben wir erwähnt, daß das Klima Europas und Mittelasiens seit der zweiten Glacialperiode bezw. der dieser entsprechenden atlantischen Zeit trockener wird. Das stetige, wenn auch in kurzen Zeiträumen oscillirende Zurücktreten von Seen, die Erweiterung der Steppen, die Wasserabnahme in den Flüssen, es sind das Thatfachen, die in ihrer Allgemeinheit schon an sich darauf schließen lassen, daß nicht, wie gleichwohl oft angenommen wird, die fortschreitende Entwaldung und Entwässerung, sondern allgemeinere Ursachen hier zu Grunde liegen. Das Zurückweichen der Gewässer hat nicht erst in historischen Zeiten, sondern — wie zurückgelassene Dünenbildungen erweisen — auch schon früher, ja auch in Gegenden stattgefunden, wo menschliche Eingriffe überhaupt ausgeschlossen sind. Ueberdies hat Brückner kürzlich nachgewiesen, daß eine Beeinflussung der Niederschlagsmengen durch Veränderung der Waldverhältnisse überhaupt noch sehr zweifelhaft erscheint. Wollte man also der Entwaldung und Entwässerung auch eine Einwirkung auf das Klima nicht absprechen, so kann solche doch nur von localer und geringfügiger Bedeutung sein. Um auf das Klima wirklich umgestaltend zu wirken — und wir können uns nicht verhehlen, daß solches, bei der continentalen Tendenz der Klimaveränderung, für die schon jetzt unter der Dürre leidenden Länder eine Lebensfrage ist — bedürfte es energischerer Einflüsse. Wird es der Menschheit gelingen, solche zweckentsprechend in Thätigkeit zu setzen?

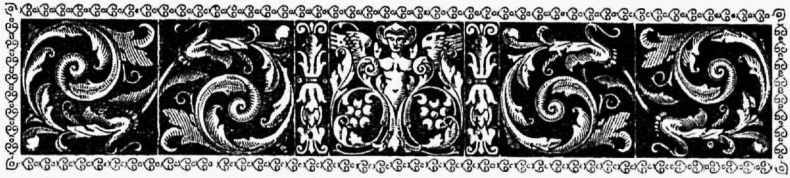
Theoretisch wäre solches nicht unmöglich, könnte doch beispielsweise der Kaspische See durch Schaffung eines Zuflusses aus dem gegen 80 Fuß höher gelegenen Schwarzmeere um ein Drittel vergrößert werden, könnten doch durch Aufstauungen große Wasserbecken geschaffen, durch Entwässerungen eben solche — wir erinnern an den Peipussee — trocken gelegt werden, Maßnahmen, welche nicht nur direct den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, sondern auch die barometrischen Verhältnisse sehr wesentlich modificiren würden. Deuten wir schließlich an, daß die Entstehungsnatur der unsere nordeuropäischen Witterungsverhältnisse so wesentlich bedingenden Cyclone bisher noch nicht vollkommen aufgeklärt ist, es aber nicht undenkbar wäre, daß dieselben durch verhältnißmäßig geringfügige Störungen der labilen Gleichgewichtslage großer Kraftmassen in Bewegung gerathen, daß ferner in den von der Erdoberfläche zurückgeworfenen Sonnenstrahlen eine ganz unberechenbare Wärme ungenützt in den Weltraum verloren geht, — so dürfen wir nicht mit Unrecht annehmen, daß die Menschheit auf dem Gebiete der Klimaveränderung einst eine ungeahnte Thätigkeit entwickeln wird.

Mit dem Wunsche, daß solche einstmals auch unserem Lande zum Segen reichen möge, nehmen wir von unserem freundlichen Leser Abschied. Wenn er die Geduld hatte, uns bis hierher zu folgen, so schließen wir daraus, daß es uns gelungen ist, seinem Interesse für unser Heimathland entgegenzukommen.

Roemershof, im Februar 1893.

Max von Sivers.





Der Yellowstone-Park.

In der nordwestlichen Ecke des Staates Wyoming, dort, wo an denselben Montana und Idaho grenzen, liegt das großartigste und in seinen Erscheinungen mannigfaltigste Geyfir-Gebiet der Erde. Bis 1863 war dieser zauberhafte Landstrich Nordamerikas nur Wenigen bekannt, und die spärliche Kunde der Naturwunder, die er barg, stammte aus dem Munde von Jägern und Fallenstellern, die auf ihren Jagdzügen in diesen Theil des Felsengebirges verschlagen wurden und die wunderbarsten Dinge zu berichten wußten. Ihren Erzählungen wurde nach uralter Erfahrung kein Glauben geschenkt und die gemeldeten Naturerscheinungen somit ins Reich der Fabel verwiesen. Die ersten sicheren Nachrichten stammen von einem Capitän W. W. De Lacy, der an der Spitze einer nach edlen Metallen fahndenden Gesellschaft (Prospectors) im Jahre 1863 das untere Geyfir-Becken besuchte. — Sein Bericht, der, mit vorläufigen topographischen Aufnahmen begleitet, im Jahre 1864—65 vom Staate Montana herausgegeben wurde, scheint wenig oder gar keine Aufmerksamkeit erregt zu haben, denn bis 1871 wurden nur wenige und in ihren Erfolgen kaum nennenswerthe Expeditionen in dieses Gebiet unternommen. Erst im genannten Jahre wurde dasselbe von Dr. Hayden genau begangen und untersucht. Karten und geologische Aufnahmen wurden von der topographischen und geologischen Landesanstalt in Washington veröffentlicht und erregten das allgemeine Interesse. Dr. Haydens Vorschlag, dieses Wunderland zum Nationaleigenthum zu machen und somit gegen An siedelung und Ausbeutung zu schützen, wurde 1872 vom Congreß fast einstimmig angenommen. Das Areal des Yellowstone-Parks ist in den letzten Jahren um ein Beträchtliches erweitert worden und hat jetzt eine

Ausdehnung von ungefähr 5575 englischen Quadratmeilen (= 14,559 □ km.). Als Nationalpark ist er das Eigenthum jedes einzelnen Bürgers der Vereinigten Staaten und wird vielfach zu Sommerausflügen auserwählt. Von den am dichtesten bevölkerten östlichen Städten und Landstrichen ist er allerdings sehr weit entfernt und z. B. von Newyork nur in einer ungefähr viertägigen Eisenbahnfahrt zu erreichen. Die Beförderungsmittel und die Verpflegung sind aber sowohl auf den Bahnen, wie im Park selbst so vortreffliche, daß ein Besuch des Yellowstone-Parfs ohne besondere Ermüdung, ja sogar ohne bedeutende Kosten bewerkstelligt werden kann. Es strömen daher auch jährlich viele Tausende von allen Theilen der Vereinigten Staaten hier zusammen, in erster Linie, um die Naturwunder und Schönheiten, die der Park birgt, zu besichtigen, dann aber auch, um die herrliche Luft zu genießen, sich in der Stille der Wildniß auszuruhen oder an den außerordentlich fischreichen Gewässern ihr Glück mit der Angel zu versuchen.

Die Höhenlage des im Herzen des Felsengebirges gelegenen Yellowstone-Parfs ist eine sehr bedeutende, da das westliche Tafelland der Vereinigten Staaten mit seinen ausgedehnten Prärien allmählich, aber stetig zu diesem Gebirgszug hin ansteigt und man sich in Montana, am Fuße desselben, schon in einer ganz beträchtlichen Höhe befindet. Die mittlere Höhenlage des Nationalparfs, durch dessen südlichen Theil die continentale Wassertheide hindurchgeht, beläuft sich auf ungefähr 8000 engl. Fuß (ca. 2438 M.), dürfte also etwa derjenigen des Oberengadin entsprechen. Wunderlich berührt es Einen, daß die Erhebungen und Berge eine scheinbar sehr geringe Höhe haben und somit gänzlich des Hochgebirgscharakters entbehren. Demgemäß fehlt hier auch die Großartigkeit der landschaftlichen Bilder, wie wir sie in den Alpen zu finden gewohnt sind, fast gänzlich. Der größte Theil des Parfs, den man durchquert, um die berühmten Geyfirregionen zu besuchen, ist ein Hochplateau, das von zahlreichen Wasserarmen durchschnitten und ungemein reich an kleinen Seen ist. Rings herum ragen Höhenzüge und einzelne Bergkegel, die durch ihre Form und Gestalt einen eben so abwechslungsreichen, wie lieblichen Anblick gewähren.

In der südwestlichsten Ecke des Parfs liegt in einer Höhe von 7741 engl. Fuß (= 2359 m) der ca. 363 □ km. große Yellowstonesee. Dieser höchst gelegene und umfangreichste aller Gebirgsseen Nordamerikas ist einer der anmuthigsten seiner Art. Die theils flachen, theils hügeligen Ufer sind mit dunkeln Nadelholzwäldern bedeckt, aus denen hie und da die schnee-weißen Dampfwölkchen der heißen Quellen und Geyfir aufsteigen. Im Hintergrunde ragt vor den in der Ferne bläulich schimmernden Bergketten der zum See hin weit geöffnete erloschene Krater des mächtigen Vulkans Mt. Sheridan in seinen düsteren Formen am Horizont empor.

Während die Landschaft bisher durch den steten Wechsel von bewaldeten Höhen, Wiesen, Seen und Flüssen dem Auge des Beschauers eine Reihe lieblicher Bilder bot, befindet man sich am Rande der gewaltigen Schlucht, welche der aus dem Yellowstone-See entspringende Yellowstone-Fluß durch das Washburne-Gebirge genagt hat, vor einer Scenerie, die in ihrer Wildheit und Farbenpracht nur von dem Grand Cañon des Coloradoflusses in Arizona übertroffen wird. Diese breite, von Wäldern umsäumte Schlucht hat eine Tiefe von gegen 1000 engl. Fuß (= 305 m.). Die in Säulen, Zinnen und Zacken zerrissenen vegetationslosen steilen Wände dieses Cañon bestehen aus vulkanischem Gestein (Rhyolith), das durch den Einfluß von heißen Dämpfen und Gewässern zersetzt ist und alle Farbenabtönungen vom reinsten Weiß, Gelb, Orange, Rosa, Roth bis ins tiefste Braun aufweisen. Dadurch, daß die hellen Farbentöne vorherrschen, glüht Alles in einer Pracht, wie man sie nur unter einem südlichen Himmel zu finden gewohnt ist. Durch diese feenhaftige Schlucht stürmt der leuchtend smaragdgrün gefärbte Fluß hindurch, indem er mehrere herrliche Wasserfälle bildet, von denen der bedeutendste (Lower Falls) eine Tiefe von 310 engl. Fuß (94 m.) hat.

Aber nicht die landschaftlichen Reize sind es, welche die Berühmtheit des Yellowstone-Parfs begründet haben, sondern die sichtbaren und äußerst mannigfaltigen Symptome einer ehemals bedeutenden, jetzt im Erlöschen begriffenen vulkanischen Thätigkeit. Fast das ganze Gebiet des National-Parfs ist vulkanischen Ursprungs, und der Boden besteht daher aus eruptiven Gesteinen, Andesiten, Rhyolithen und Basalten, Tuffen, Obsidianen und Gläsern, die als flüssiger Magma aus dem Erdinnern hervorgedrungen sind und nach der Erstarrung, je nach den Ausbruchzeiten, eine verschiedenartige Zusammensetzung zeigen. — Die vulkanischen Eruptionen in Verbindung mit großartigen Kraterbildungen begannen zu Anfang der Tertiärzeit. Enorme Massen flüssiger Materie strömten von den Ausbruchscentren aus und bedeckten in glühenden Strömen weite Strecken. Die Heftigkeit der ersten Eruptionen dauerte bis zur Mitte der Tertiärzeit und nahm dann allmählich ab. Zu Beginn der Diluvialzeit haben nur unbedeutende Eruptionen stattgefunden, und bald erlosch die vulkanische Thätigkeit vollständig. Kurz darauf wurde Alles mit Schnee und Eis zugedeckt. Nordische Gletscher schoben ihre starren Massen über die erkalteten Ströme vulkanischen Ursprungs und niedrig gelegenen Krater hinweg, und schließlich wurde ein großer Theil der nicht aus festem Gestein gebildeten Erhebungen von den Fluthen der abthauenden Gletscher hinweggeschwemmt. Die Ruinen gewaltiger Vulkane, die enormen Massen eruptiven Gesteins zeugen noch heute von der heftigen vulkanischen Thätigkeit, die in früheren Zeiträumen hier geherrscht hat. Obgleich alle

Krater erloschen sind, hat das Erdinnere seine Gluth bewahrt und sendet das in die Tiefe gedrungene meteorische Wasser in theilweise überhitztem Zustande oder in Dampfform aus allen Spalten und Oeffnungen zur Oberfläche empor.

Gleich beim Eintritt in den Yellowstone-Parc von Norden her erblickt man die imposanten Sinterterrassen der heißen Mammuthquellen (Mammoth Hot Springs). Das krystallklare heiße Wasser hat die hier vorhandenen Kalkschichten durchbrochen und entnimmt denselben in großen Mengen doppelt-kohlensauren Kalk. Dieser wird von den Quellen an ihrem Ursprung und auf ihrem Wege ins Thal hinab in Form von Stalaktiten und traubenartigen Massen abgesetzt. Hierdurch sind mächtige Terrassen aufgebaut worden, und es entstehen noch jetzt an denselben die phantastischsten Gebilde, wie prächtige Becken und Wannen, prachtvolle schneeweiße Cascaden und Kanzeln, die hie und da mit zierlichen moosartigen Leberzügen und Verzierungen geschmückt sind.

Nicht allein die Verdunstung des langsam herabrieselnden Wassers bewirkt den Absatz des Kalktuffs, sondern unzählige winzige Algen aus den Familien der Phycochromaceen, Conservaceen und Zygnemaceen haben sich in den Becken und Rinnisalen angesiedelt, entziehen dem Wasser große Mengen mineralischer Bestandtheile, haben sehr wesentlich zum Aufbau der riesigen Sinterterrassen beigetragen und arbeiten auch jetzt noch rastlos und stetig an der Vergrößerung und Ausschmückung derselben. Wenn auch der doppelt-kohlensaure Kalk bei den heißen Quellen bei Weitem überwiegt, so findet man, allerdings in geringen Mengen, auch Verbindungen von anderen Stoffen, wie z. B. von Eisen, Mangan, Magnesium und Natrium. Einige von diesen Substanzen geben den Algen die zartesten und prächtigsten Farben, und die Ränder und Seiten der Becken und Wannen entzücken daher oft das Auge des Beschauers durch ihre citronengelbe, scharlachrothe, rosa und hellgrüne Färbung, wie man sie in dieser Abwechselung und Reinheit kaum irgendwo anders in der Natur finden dürfte. Die Temperatur der 75 thätigen Quellen der Mammoth Hot Springs schwankt zwischen 80 und 165° Fahrenheit. Auf 1000 Gr. Wasser kommt ca. 1 Gr. mineralischer Bestandtheile, kohlensaurer Kalk (24,_s pCt.), schwefelsaures Natron (35,_s pCt.), Chlornatrium (Kochsalz) (13,_s pCt.), schwefelsaurer Kalk (13,_s pCt.) und geringe Mengen von Kieselerde und anderen Stoffen.

Alle übrigen im Yellowstone-Parc zu Tage tretenden heißen Gewässer unterscheiden sich von den Mammoth Hot Springs dadurch, daß sie vorherrschend gelöste Kieselsäure führen und somit nicht Kalktuff, sondern Kieselzinter absetzen. Der Boden in der Umgebung der heißen Quellen und

Geyfir ist mit dieser schneeweißen Masse bedeckt. Auch hier sind es bei großen Hitzegraden gedeihende Algen, die an diesen Ablagerungen und an dem Aufbau der oft wunderbarlich geformten Sinterkegel der Geyfir theilgenommen haben und Wasserbecken und Canäle oft mit den reizendsten Farben schmücken.

Die Zahl der im Parf verstreuten Geyfir, heißen Quellen und Schlammkessel beträgt über 3500; dieselbe würde sich wahrscheinlich verdoppeln, wollte man die zahlreichen Fumarolen und Solfataren hinzurechnen. Die Hauptcentren der Springquellen liegen in drei Bodeneinsenkungen, die Norris-Basin, Lower and Upper Geyfir-Basin genannt werden. Alle Erscheinungsstadien sind hier vertreten. Aus entblöhten, dunklen Felsenpalten entweichen wie aus dem Ventil eines Dampfkessels unter fürchterlichem Zischen und Brausen enorme Quantitäten von Dampf, die zahllose feine Wasserpartikelfelchen mit sich fortreißen und hoch in die Lüfte emporzuschleudern.

An anderen Stellen sind diese continuirlichen Dampfausströmungen durch starke Wasserzufuhr in unterirdischen Canälen verhindert. Die in den Spalten aufgethürmten Wassermassen üben einen gewaltigen Druck auf die dem feurigen Erdinnern zunächst liegenden, zum Theil in Dampf umgewandelten Wassertheile aus. Der Druck der gespannten Wasserdämpfe im untersten Theil der Felsenpalte genügt aber noch nicht, um die auf ihr lastende Wassersäule heraufzutreiben. Der Spiegel des Wasserbeckens, das den Krater, d. h. die Ausbruchsoffnung der Geyfir ausfüllt, ist glatt und unbeweglich, nur hie und da kräuselt eine aufsteigende Gasblase für einen Augenblick deren Oberfläche. Bald nimmt aber die Spannung der Dämpfe in der Tiefe durch den Einfluß der unterirdischen Gluthen mehr und mehr zu. Druck beginnt gegen Druck zu wirken. Schon hat der eingepreßte Dampf den Druck der Wassermasse um ein Weniges überholt; die bis dahin so ruhige Oberfläche des Beckens beginnt auf- und niederzuzwogen und der Inhalt über den Rand überzuströmen. Da auf einmal hat der Druck des Dampfes durch die Bewegung und die dadurch verursachte größere Expansionsfähigkeit das Uebergewicht erlangt, und plötzlich wird mit donnerartigem Getöse eine Wassergarbe, mit Dampf untermischt, in die Lüfte geschleudert. Es gewährt einen prachtvollen Anblick, der Eruption eines großen Geyfir beizuwohnen. Bis zu 400 engl. Fuß steigt zum Beispiel die Wassersäule des Giant unter ohrenbetäubendem Donner, Aechzen, Zischen und Prasseln der explodirenden Dampfmassen in die Luft empor, beim Niederstürzen die ganze Umgebung überschwemmend. Allmählich läßt die Kraft der Eruption nach, immer tiefer sinkt der Wasserstrahl hinab, immer krampfhafter werden die Bewegungen desselben, noch einige schwache Stöße, ein dumpfes Murren im Erdinnern, und nur eine gewisse Erregtheit, ein Aufschäumen und Brodeln

des Wassers im Ausbruchskessel verräth die eben erfolgte Eruption — kurz darauf ist der Wasserspiegel eben so ruhig und unbeweglich wie zuvor, bis dann nach einem gewissen Zeitraum das Spiel von Neuem beginnt.

Am regelmäßigsten finden die Eruptionen des «old Faithfull» im oberen Geysir-Becken statt. Dieselben treten mit einer fast genauen Pünktlichkeit alle 60 Minuten ein, und die emporgeschleuderte Wasserfäule erreicht eine Höhe von 120—140 engl. Fuß. Bei den meisten Geysir sind die Pausen zwischen den Ausbrüchen sehr unregelmäßige und oft von langer Dauer. Manche von ihnen ruhen Monate, ja Jahre, bis sie wieder durch eine eben so plötzliche wie gewaltige Explosion ein Lebenszeichen von sich geben. — Einige Geysir schleudern ihre Wassermassen bis über 400 engl. Fuß in die Höhe, während andere sich mit ein paar Fuß begnügen oder das Wasser ihrer Becken nur aufwallen lassen. Wie groß die ausgeworfenen Wassermassen sein können, zeigen Messungen, nach denen im Jahre 1888 der berühmte, jetzt übrigens im Stadium der Ruhe befindliche Excelsior-Geysir am Firehole-River in der Minute 4400 Gallonen (= ca. 19,800 Lt.) kochenden Wassers dem daneben vorbeiströmenden Fluß zuführte.

Während die Becken der Geysir und heißen Quellen mit krystallklarem, bläulich schimmerndem Wasser, durch das man die am Boden des Beckens befindlichen kleinsten Gegenstände mit einer wunderbaren Deutlichkeit erkennen kann, angefüllt sind, enthalten die trichterförmigen Oeffnungen der Schlammkessel oder Mud-Geysir einen dichten zähen Kiesel Schlamm. Derselbe ist meist grau, kann aber auch schneeweiß sein oder, durch verschiedenartige mineralische Bestandtheile gefärbt, alle Töne von Gelb, Roth, Grün oder Braun zeigen. Fast durchgängig verschieden gefärbt sind die sogenannten Farbentöpfe (Paint Pots), die am Thalrand zwischen den Norris- und unteren Geysir-Becken liegen. Es ist ein lustiger Anblick, das Spiel dieser sonderbaren kleinen Geysir zu beobachten. Fortwährend steigen aus der breiigen Masse Dampfblasen auf, große und kleine Fegen des Schlammes werden von ihnen hoch in die Luft geschleudert und fallen in Form von nach unten geneigten Blüthenkelchen oder in anderen zierlichen Gestalten wieder in den Trichter zurück.

So anmuthig das Spiel dieser Farbentöpfe, so abschreckend häßlich ist das Gebahren des Mud-Geysir am Yellowstone-Fluß, 7 engl. Meilen vom gleichnamigen See. An einem steilen Bergabhang in unmittelbarer Nähe der Straße erblickt man eine düstere Höhle, deren Oeffnung von einem aus schmutzig gefärbtem, ausgeworfenen Schlamm gebildeten rundlichen Wall umgeben ist. Tritt man auf diesen Wall, so sieht man, wie eine ekelhaft graue und schleimige Masse, die den Boden des Kessels erfüllt, ab-

wechselnd mit dumpf gurgelnden und röchelnden Tönen von einer Felspalte eingeschläuft und unter Knurren und Achzen mit Hestigkeit wieder ausgeworfen wird. Wollte man den Eingang in die Unterwelt darstellen, so könnte ein auch mit der kühnsten Phantasie angefertigtes Bild nicht annähernd das Grauenhafte und Unheimliche wiedergeben, wie es bei dieser gähnenden Felsöffnung zum Ausdruck kommt.

Die Geysir und heißen Quellen besitzen gewöhnlich eine Temperatur, die dem Siedepunkt nahe kommt oder ihn erreicht. In der Spalte der „Giantess“ fand man sogar in einer Tiefe von 18 Metern überhitztes Wasser von 121° Celsius. Die in der Tiefe überhitzten Gewässer entnehmen beim Aufsteigen den die Spalten bildenden vulkanischen Gesteinen einen Theil ihrer mineralischen Bestandtheile, vor allen Dingen die leicht löslichen kiesel-sauren Alkalien und freie Kieselsäure. Auf 1000 Gr. Wasser kommen 1,2 bis 1,6 Gr. mineralischer Substanzen, davon sind 20—28 pCt. Kieselerde, 21—35 pCt. Chlor, 19—26 pCt. Natrium, 1—24 pCt. Kohlensäure und ferner geringe Mengen anderer Stoffe.

Die drei großen Geysir-Bassins, auf denen Quelle neben Quelle, Geysir neben Geysir sich befinden, gewähren durch die den Boden auf weite Strecken bedeckenden schneeweißen Sinter, der in der Sonne glitzert und funkelt, und die auf den Flächen stehen gebliebenen abgestorbenen Bäume, an denen Tausende winziger Kieselincrustationen blitzen, im Gegensatz zu dem umgebenden düsteren Nadelwald ein fast winterliches Bild. Belebt wird dasselbe durch die wunderlichen Gebilde aus Kiesel-sinter, die die Oeffnungen der Geysir umgeben und bald an kleine Schloßruinen oder Thurmreste, bald an einen Bienenkorb, Moos-hügel oder einen riesigen Schwamm erinnern. Ueberall steigen Dampfsäulen auf, und hie und da verkündet eine hohe Wassergarbe und dumpfes Donnern, Knuschen und Prasseln den Ausbruch eines Geysir.

Wie bereits erwähnt, springen die Geysir, vor allen Dingen die mächtigsten unter ihnen, in sehr unregelmäßigen Zwischenräumen, und mancher Tourist wartete vergeblich auf die Eruption eines der großen Herren. Da wurde durch Zufall ein Mittel entdeckt, durch welches man den Ausbruch in vielen Fällen direct herbeiführen oder wenigstens beschleunigen konnte.

Im Jahre 1885 ließ ein biederer Chinese, der, wie fast allgemein in Nordamerika, das Amt einer Waschfrau im Hotel des oberen Geysir-Bassin verrichtete, zufällig in eine heiße Quelle, der er seinen Bedarf an kochendem Wasser entnahm, ein Stück Seife fallen. Zu seinem großen Schreck erfolgte sofort eine heftige Eruption der bisher ruhigen und thatenlosen kleinen Quelle, die sich durch diese Reizung plötzlich als Geysir ent-

puppte. Dies Ereigniß wurde rasch bekannt, und fast jeder Besucher des Yellowstone-Parfs suchte die Natur seinem Vergnügen dienstbar zu machen, indem er unpünktliche Geysir einseifte. Die Folge war nicht nur ein enormer Verbrauch an Seife in den Hotels (jeder Gast erhält in den amerikanischen Gasthäusern im Gegensatz zu den europäischen ein Stück Seife zu eigenem Gebrauch), sondern ein merklicher Rückgang in der normalen Thätigkeit der so arg mißhandelten Geysir. Die Regierung der Vereinigten Staaten, die durch ihre Cavallerieposten im Park eine ungemein genaue und strenge Aufsicht führen läßt, steuerte diesem Unwesen sehr bald mit Erfolg. Es wird im Yellowstone-Parf äußerst despotisch gegen solche vorgegangen, die sich einer, wenn auch nur geringen Uebertretung der vorgeschriebenen Gesetze schuldig machen. Solche müssen ohne Aufschub das Gebiet des Parfs verlassen und können von Glück sagen, wenn sie nicht gezwungen werden, zu Fuß unter dem zweifelhaften Schutz einer Escorte an die Grenze zu wandern.

Die Hauptaufgabe der Besatzung des Parfs und ihres Commandeurs ist der Schutz der prächtigen Bildungen der heißen Quellen und Geysir gegen zerstörende Eingriffe der Touristen. Welcher Art diese sein können und von welchen Personen sie unternommen werden, erfahren wir aus einem höchst originellen Bericht des derzeitigen Superintendenten des Yellowstone-Parfs, Capitän Geo. F. Anderson vom 8. Regiment, an das Ministerium des Innern (1891). Der diesbezügliche Passus soll wegen seiner Eigenthümlichkeit wörtlich wiedergegeben werden. «Ladies are the greatest specimen hunters, and often they do not carry their trophies farther then the hotels. By a careful supervision of the guides I have managed to keep this form of vandalism at a minimum. Another source of great annoyance is the persistance, with which men will write their unlovely names on every thing that is beautiful within their reach. This form of barbarism is confined almost entirely to men.»

Die Waldungen und das Wild stehen ebenfalls unter dem Schutz der militärischen Behörden. Die Wälder sind meist undicht und die sie zusammensetzenden Baumarten zeichnen sich weder durch Schönheit des Wuchses, noch durch den Werth ihres Holzes aus. Der häufigste Baum ist die Schwarzkiefer (Black Pine, *Pinus Murrayana* Balfour) und Weißkiefer (White Pine, *Pinus flexilis* James); seltener findet man Gelbkiefern (Yellow Pine, *Pinus ponderosa* Douglas), rothe Cedern (Red Cedar, *Thuja gigantea* Nutt) und mehrere Pappelarten, letztere in der Nähe von Gewässern. Große Strecken der Waldungen, besonders an den Berghängen,

sind vom Feuer zerstört, und die kahlen Baumgerippe, die in Folge der Witterungseinflüsse eine graue Färbung erhalten haben, bieten dem Auge des Beschauers einen eben so öden wie traurigen Anblick.

In den Wäldern vermißt man, wenigstens im September, die belebende Schaar kleiner Vögel ganz. Der einzige Laut, der die Ruhe stört, ist das grelle Pfeifen und Zwitschern der ungemein zahlreichen und meist lebhaft hin und her huschenden Erdsichhörchen (Chipmunk). Hier und da hört man den heiseren Schrei eines Fischadlers oder den klagenden Ruf der Wildgänse und Kraniche, die an schilfigen oder seichten Stellen der Seen und Flüsse zahlreich zu finden sind und vor dem Menschen, da im ganzen Bereich des Parks kein Schuß fallen darf, nur wenig Scheu verrathen. Die Wasservögel sind von allen am zahlreichsten vertreten. Wohl das interessanteste Thier, das der Park beherbergt, ist der Bison. Dieser gewaltige Wiederkäuer, der noch vor 10 Jahren in ungezählten Schaaren die westlichen Prärien der Vereinigten Staaten bevölkerte, hat im Yellowstone-Park seine letzte Zuflucht und Schutz gegen die rücksichtslosen Büchsen amerikanischer Jäger gefunden. Nach dem oben erwähnten Bericht an das Ministerium des Innern vom Jahre 1891 sollen sich 200—400 Stück im Park befinden und stetig vermehren. Es ist daher die Hoffnung vorhanden, daß der letzte Rest dieser Thiere hier erhalten bleibt. Die Zahl der Wapitihirsche (Elk) wird auf 25,000 Stück geschätzt. Ungemein häufig sollen auch Virginiahirsch, Bergschaf und Gabelantilope sein, dagegen ist das Elenthier (Moose) selten anzutreffen. Auch Biber scheinen, nach ihren Bauten zu urtheilen, nicht selten zu sein. Von Raubthieren machen sich die Bären, die mit Einschluß des berühmten Grizzly in mehreren Arten vertreten sind, am bemerkbarsten und werden oft eine wahre Plage der Hotelbewohner und der in eigenen Zelten übernachtenden Reisenden, da sie in nächtlichen Stunden an den Häusern und Zelten umherstreifen und Alles, was ihrem Gaumen behagt und ihnen irgend zugänglich ist, rauben und fortschleppen. Dem Menschen sind sie bisher nie gefährlich geworden. Da die Thiere nicht geschossen werden dürfen und nur hier und da für den zoologischen Garten in Washington im Auftrage der Regierung eingefangen worden sind, kann man sich über ihre Dreistigkeit nicht wundern und den Haß der Hotelbeamten gegen sie begreifen, denen sie manches Stück Vieh und manchen Braten geraubt haben und vermuthlich noch häufig rauben werden.

Der einzige Sport, der im Yellowstone-Park gestattet wird, ist das Angeln, und da die meisten Seen, Flüsse und Bäche buchstäblich von Forellen wimmeln, so ist nicht anzunehmen, daß ein noch so ausgedehnter Gebrauch der Angelruthe den Reichthum an Fischen erheblich beeinträchtigen wird.

Jagdliebhaber müssen im Park auf einen oft gut anzubringenden Schuß verzichten, finden aber reichlich Entgelt in der südlich vom Park gelegenen, eben so wildreichen Umgebung des Jackson Lake, die vielfach von Jagdgesellschaften aus dem so wildarmen Osten aufgesucht wird.

Dr. Sidney Baron Wöhrmann.



Herausgeber: Arnold v. Tiedöhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Апрѣля 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Ar 893
Baltische



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.



Flügel.

Pianos.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.